Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

43. Jahrg. | Scottdale, Pa., 28. Juli 1920. | No. 30.

Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Die kleine Schar.

Du machst zu Ueberwindern
Die kleine Schar,
Die vor Dir liegt als Opfer
Auf dem Altar.
Geheiligt Dir, dem Haupte,
Und eins mit Dir
Darf sie in Deinem Leben
Nun siegen hier.

Sie ist mit Dir gekreuzigt
Der alten Welt,
Und sucht hinfort zu leben
Wie's Gott gefällt.
Sie trägt hier Deine Leiden
Und Deine Schmach,
Und folget Dir, dem Lamme,
Im Glauben nach.

Geht's auch durch harte Kämpfe
Und Proben hier,
Harrt sie in treuer Liebe
Doch aus bei Dir.
Sie kennt kein tief'res Sehnen,
Als Dein zu sein.
Ihr Zeugen und ihr Rühmen
Gilt Dir allein!

J. Kroeker.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von der Mennonitischen Publikationsbehörde, Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.
Abonnementspreis $1.00 per Jahr bei Vorausbezahlung.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Wm. Winsinger, Editor
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

28. Juli 1920.

Gottesfreundschaft.

Eine Freundschaft ohnegleichen
Ist der Heiligen Ergötzen,
Alle andern Freundschaftszeichen
Können diese nicht ersetzen.

Wer ein Freund des Allerhöchsten,
Wird das Herrlichste erfahren;
Stehst du Gott am allernächsten,
Wird Er dir sich offenbaren.

Kannst du Gottes Gnadennähe
Stillverborgen rein genießen,
Wird des Lebens Wohl und Wehe
Dir in lauter Lust zerfließen.

Wen Gott liebt, dem schenkt Er Freunde,
Die in Not und Tod bestehen,
Festverbund'ne, treuvereinte,
Die kein Sturm je kann verwehen.

Lerne treue Freundschaft achten;
Doch vor allem lern beizeiten
Nach der Freundschaft Gottes trachten,
Die sich hält durch Ewigkeiten.

Nur ein Unglück gibt's auf Erden,
Und das ist die Gottesferne,
Und nur ein Glück kann dir werden:
„Gottesnähe", dieses lerne.

Großer Gott, der gern im Kleinsten
Seine Größe will vollenden
Und dem Niedrigsten am reinsten
Seine Offenbarung spenden,

Du willst mich auch den Geringsten,
Ganz mit Deiner Liebe füllen,
Meinen Durst nach einem Pfingsten
Auf das Wunderbarste stillen.

Heil'ger, laß es Dir gefallen,
Daß ich Dich als Freund begrüße,
Bis ich ewig niederfalle
Dort zum Schemel Deiner Füße.

K. Traub.

Wehe, wenn der Lieb' das Salz der Wahrheit fehlt,
Wehe, wenn zur Wahrheit sich die Liebe nicht gesellt:
Liebe, der die Wahrheit fehlt, ist süßes Gift;
Wahrheit ohne Lieb' ist Arznei, die tötend trifft.

Bethanien.

Es geschah aber, als sie ihres Weges zogen, daß Er in ein gewisses Dorf kam. (Luk. 10, 38.)

Warum hat der Evangelist über jene Einkehr des Herrn in Bethanien einen besonderen Bericht geschrieben? Da geschah kein Wunder. Da gab es keinerlei Auseinandersetzungen mit den Feinden oder Freunden des Herrn, die das Interesse des Geschichtsschreibers beanspruchen konnten. Da wurden nicht Worte hoher Weisheit gesprochen, keinerlei Gleichnisreden gehalten. Da gab es keinerlei dramatische Auftritte, die wert gewesen wären, für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden. Und doch fühlt man beim Lesen dieses lieblichen Idylls sofort heraus, daß Lukas offenbar vom Heiligen Geist geleitet war, als er diese Begebenheit aufzeichnete. Diese einfache Episode aus dem ländlichen jüdischen Stilleben ist eins der köstlichsten Juwele der heiligen Geschichtsschreibung, die unter der Kontrole und Leitung des Heiligen Geistes im Dienste Gottes und der Menschheit in Tätigkeit war. Diese Begebenheit und die Art und Weise, wie sie uns Lukas schildert, ist nicht nur herzerquickend für die Einfalt der Kinder Gottes, sondern auch höchst interessant für jeden, der mit tieferem Blick das menschliche Geistesleben betrachtet. Sie ist eine Fundgrube für die Seelenkunde. Welche Gegensätze des menschlichen Lebens treten uns hier entgegen! Wie tief läßt sich der göttliche Lehrer, der weiseste aller Pädagogen, zu den kleinen Menschen herab, um göttliche Harmonie, Frieden und Ruhe hereinzubringen in die Disharmonien des in Unordnung gebrachten menschlichen Seelenlebens, um die Wogen zu glätten, die sich erheben, um alle falschen Höhen abzubrechen und das Erniedrigte zu erhöhen.

Da sehen wir zwei Menschenkinder von gleicher Herkunft und Erziehung, auf demselben Volksboden, in ein und demselben Hause in der Zurückgezogenheit des orientalischen Landlebens aufgewachsen, und doch wie grundverschieden in ihren Charakteren, in ihren Seelenbewegungen, in ihrem Streben und Sorgen — Maria und Martha. Beide sind Jüngerinnen des großen Nazareners, sie glauben an Ihn, sie ehren Ihn als ihren Herrn, sie lieben Ihn als ihren Freund und Er hat sie beide lieb. Er kehrt bei ihnen ein, redet zu ihnen, ißt mit ihnen wie mit Seinesgleichen und nennt Lazarum, ihren leiblichen Bruder, Seinen Freund (vgl. Joh. 12, 5. 11; 15, 15). Er offenbart Sich hier so herrlich, so köstlich, wie sonst nie. Er übt hier eine Herrschaft aus, so zwanglos und frei und doch so unwiderstehlich. Er hat hier einige Menschenherzen erfaßt und hält sie fest im heiligen Zentrum ihrer zu Gott hin geschaffenen Persönlichkeit. Das ist Geistesherrschaft.

Die Jüngerinnen Jesu, das beweist die vor uns liegende Erzählung, sind noch Ringende, sie können noch miteinander in Fehde liegen und gegeneinander zu Felde ziehen; aber eins haben die so grundverschiedenen Schwestern miteinander gemein: sie wagen nicht, Ihm, dem Meister, dem Lehrer, dem Freund, zu widersprechen, Er ist ihnen Autorität, unbedingte Autorität, Er ist ihnen Herr geworden. Sein aufgehobener Finger, Sein liebevoller Verweis macht die Anklagen der Martha sofort verstummen. Er ist nicht nur Der, dem Wind und Meer gehorchen, nein, Er ist Größeres als das, Er ist Der, dem freigeschaffene Geister, dem menschliche Persönlichkeiten in freier Herzensneigung, im völligen Vertrauen unbedingt unterworfen sind. Die Naturwelt zu lenken und zu leiten, die feindlich erregten Elemente, Sturm, Wasser, Feuer zu zähmen und in ihre Schranken zurückzuweisen, das ist etwas unsagbar Großes und wir beten Den an, der das kann; Er ist der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde. Aber der Herr ist mehr, Er ist Größeres als das: Er ist Der, welcher das Menschenherz mit seinen Tiefen und Höhen unter Sein sanftes Joch zwingt, welcher die Menge zur Beute gewinnt und die Starken zum Raube bekommt. Seine geoffenbarte göttliche Person, Sein heiliges, göttliches Wesen, Seine bewundernswerte Weisheit, Seine unendliche Liebe feiern seit 2000 Jahren die herrlichsten Triumphe in der freigeschaffenen Welt des Geistes. Menschenkinder, über die Christi göttliche Herrlichkeit, leuchtende Weisheit und heilige Liebe soweit gesiegt haben, daß sie ihm mit Freuden ihr Herz und Haus geöffnet, Hand und Habe zur Verfügung gestellt haben, zu Ihm sich bekennen, Ihm huldigen und dienen — solche Menschenkinder bringt der Herr ganz gewiß ans Ziel. Solche Menschenkinder sind durch Ihn auch untereinander verbunden zu einer ewigen Einheit. So tief auch die mancherlei Unterschiede und Gegensätze in dem vielseitigen menschlichen Zusammenleben mit seinen vielen rauhen Reibungsflächen sein mögen, Er, der Lehrer und Führer aller, ist unter ihnen das ausgleichende und einzig einigende Element in der Unruhe und Qual, in dem Kampf und Leid, die auch wir Kinder Gottes uns oft, wenn auch meist ungewollt und unbewußt, gegenseitig bereiten. Er spricht in allen Lebenslagen und Streitfragen das lösende und einigende Wort. So uneinig wir in vielen Dingen noch sein mögen — eins sind wir doch. Wir, die wir Ihm anhangen, der uns zuvor geliebt hat, wir sind eins in Ihm, und wir sind vollendet in Ihm, unserm ewigen, unvergänglichen Wesen nach. Die einzelpersönliche Vollendung unserer schon gegenwärtigen Vollendung in Ihm ist nur eine Frage der Zeit. Unsere droben offenbar werdende Herrlichkeit wird sich darstellen als eine Frucht der Einwirkungen Seiner ewigen Persönlichkeit auf unser persönliches zeitliches Wachsen und Werden und auf das zeitgeschichtliche Wachsen und Werden der Gemeinde.

Hierin gleicht die Gemeinde Gottes, deren Haupt Christus, deren Führer der Geist Gottes, deren Statut das Wort Gottes ist, dem stillen Bethanien unmittelbar vor den Toren der Königsstadt Jerusalem,

wo Jesus so gern einkehrte und so freudige Aufnahme fand, wo man Ihm diente, Seinen Worten lauschte, zu Seinen Füßen saß und Ihn salbte; wo Er lehrte und ruhte, wo Er die Lebendigen belehrte und Tote lebendig machte.

Nach wieviel Seiten hin ist Bethanien, das kleine, unscheinbare, geringe, verborgene Dörflein auch sonst ein Bild und Gleichnis der Gemeinde Gottes inmitten dieser Welt und Weltzeit! In Bethanien vereinigten sich in ganz besonderer Weise die Jünger und Jüngerinnen Jesu um ihren geliebten Meister. Hier wohnten sie getrennt von den ungläubigen Juden, denen der Herr Selbst den bezeichnenden Namen „die Welt" gegeben hat und deren Anführer Er den so sehr bezeichnenden Namen „Fürst der Welt" gab. Wie klein und gering war doch Bethanien im Vergleich mit Jerusalem, der offiziellen Tempel- und Priesterstadt Seines Volkes, wo der Herr gekreuzigt wurde! So wenig die gläubigen Magier den „neugeborenen König der Juden" in Bethlehem suchten, so wenig in jenen Tagen die fremden griechischen Festgäste in Jerusalem Jesum, den sie so sehr zu sehen begehrten, in Bethanien suchten, ebensowenig sucht die religiös angeregte Welt von heute Ihn bei den geringen und verachteten „Gemeinschaftsleuten" und „Sektierern", in deren kleineren Kreisen Er noch wie einst in Bethanien aus und ein geht. Wird Er nicht noch heute (o wunderbare, grausame Ironie!) von den meisten Menschen in den geweihten „Gotteshäusern" und bei den offiziellen Priestern und Predigern der religiösen Welt gesucht? Darum finden Ihn ach so wenige, weil Er nur selten in „Jerusalem", sondern vornehmlich in „Bethlehem", Nazareth" und „Bethanien" sich aufhält.

Blieb aber Bethanien ganz frei von feindlichen Elementen? Nein, nein! Bethanien befand sich räumlich im Herrschaftsgebiet des Satans, wie konnte es da frei bleiben von seinen feurigen Geschossen? Ist's nicht mit der Gemeinde Gottes gerade so? „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden." In uns ist noch Sünde, unter uns sind noch Judasse, zwischen uns gibt es noch Fehde, bei uns sind noch Männer und Frauen nach Art der „Etlichen" in Joh. 11, 37 und 46, solche, die da sagen, „sie seien Juden und sind es nicht, sondern sie lügen," denn sie vertreten die „Synagoge Satans" (vgl. Offenb. 3, 9). Wir haben wachsam zu sein.

Wo eine Maria zu den Füßen Jesu sitzt, da ist eine Martha nicht fern mit ihrer Unruhe und Sorgenkrankheit; da ist aber auch der Meister da, der deckt und zurechtbringt. Wo die Narden heiliger Opfer fließen und duften, da regt sich die giftige Kritik des Verräters; aber da ist wiederum der Meister da, der verteidigt. Auch der Tod herrscht noch in Bethanien, aber da ist Der da, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist; und jeder, der da lebt und an Mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit!" Und wo ein Wunder der Gnade geschieht, wo Tote lebendig und Kranke gesund werden, da sind immer „Etliche" da, von der Pharisäerpartei, welche alsbald hingehen nach „Jerusalem", wo man mit Mord und Bannstrahl wütet und arbeitet gegen die „kleine Herde", welcher der Vater das Reich geben will. Von „Jerusalem" aus wird dem lebendig gemachten Lazarus noch heute gedroht. Das prophetenmörderische irdische Jerusalem besteht noch, gebiert noch immer zur Knechtschaft und verfolgt die Kinder der Freien (Gal. 4, 25—31). Die Bürger des Jerusalems, das droben ist, werden verfolgt von den Mächtigen der religiösen Welt. Ganz in der Nähe von Bethanien erglänzten die Zinnen des herodianischen Tempels — wahrhaftig, Bethanien ist ein Gleichnis der Gemeinde Jesu Christi des Gekreuzigten in ihrem Wohnen in dieser Welt.

Vergessen wir es nie: wir sind noch inmitten einer Welt, die vom Satan regiert, von der Sünde durchdrungen und vom Tode bedroht ist. Aber Er ist bei uns, der Führer und Freund, der Tröster und Arzt, der Herrscher und Todesüberwinder. Er spricht: „In der Welt habt ihr Drangsal, aber seid gutes Mutes, Ich habe die Welt überwunden!" Gelobt sei Jesus Christus, Derselbe gestern und heute und in Ewigkeit! —B. K.

Eine feine Zurechtweisung.

„Sage mir an, Du, den meine Seele liebt, wo Du weidest, wo du ruhest im Mittage, daß ich nicht hin und her gehen müsse bei den Herden Deiner Gesellen. Weißt du es nicht, du schönste unter den Weibern, so gehe hinaus auf die Fußtapfen der Schafe und weide deine Zicklein bei den Hirtenhäusern." Hohelied 1, 7 und 8.

Die Braut war an Menschen zuschanden geworden. Sie hatte bei Menschen, um Gunst bettelnd, gesagt: „Schauet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt." Sie hatte aber keine Gnade vor Menschen gefunden, sondern war von einem Weinberg in den andern gejagt, um noch extra schwarz zu werden. Nichts war ihr von der Liebe entgegengekommen, die sie bei dem Geliebten immer gefunden hatte. Durch diese trübe Erfahrung war ihre Menschenanhänglichkeit in Menschenverachtung umgeschlagen. Mit Menschen wollte sie nichts mehr zu tun haben. Sie wollte nicht mehr hin und her gehen bei den Herden Seiner Gesellen. Wenn Gott vorhat, einen Menschen ganz für sich auszusondern, dann läßt Er ihn mit Menschen Erfahrungen machen, die sich in dem Wort widerspiegeln: „Ich sprach in meinem Zagen: Alle Menschen sind Lügner (Ps. 116, 11). Doch will der Herr damit nicht erreichen, daß wir von einem Extrem in das andere kommen. Er will, daß unsere Liebe gegen Ihn rein sei von frommer Selbstsucht. Deshalb können wir Ihn nicht wahrhaft lieben, wenn wir nicht die Brüder lieben. Diese feine Zurechtweisung gibt er Seiner Geliebten. Er wickelt aber diese Zurechtweisung ein in eine herztröstende und herzstärkende Arznei. Er sagt: „Du schönste unter den Weibern!" Sie soll wissen und schmecken, daß sie trotz ihrer Schwärze und gerade wegen ihrer Selbsterkenntnis wertgeachtet ist in Seinen Augen. In dieser Anrede liegt das spätere Lob schon ganz eingeschlossen: „Wie schön und wie lieblich bist du, du Liebe voller Wonne!" Dann aber schneidet Er fest zu und spricht:

„Weißt du es nicht, so gehe hinaus auf die Fußtapfen der Schafe." Sie wollte nicht mehr hin und her gehen bei den Herden Seiner Gesellen. Er aber sagt ihr: „Achte auf die Fußspuren der Schafe." Damit sagt Er ihr: „Willst du Mich finden und genießen, so mußt du dich reinigen von der Selbstsucht in deiner Liebe und dich da einfinden, wo Ich bin — inmitten Meiner Schafe." Sie sollte also, um Ihn voll und ganz zu haben, zuvor das Lied von Herzen singen lernen:

„Wer sind meine Brüder? Wer die Schwestern mein?
Das sind Christi Glieder, die nur sollen's sein!
Jene kleine Herde, die den Hirten kennt
Und Ihn auf der Erde ihren Heiland nennt:
Jene Gotteskinder, die die Welt verhöhnt,
Die als Ueberwinder einst der Höchste krönt:
Das sind meine Brüder, das die Schwestern mein:
Immer sag ich's wieder: Die nur sollen's sein!"

Unter ihnen wohnt, ruht und weidet der Geliebte, und zwar auch im Mittage; denn gerade in der Hitze des Tages läßt der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, sich auf uns nieder (1. Petr. 4, 12).

„Weide deine Zicklein bei den Hirtenhäusern." Sie soll nicht nur die Herde lieben, sondern auch die Hirten ehren, sich unter ihren Augen aufhalten und, wenn sie den Erzhirten wirklich haben will, nichts tun, was das Auge der Unterhirten verletzen muß. Das ist der Inhalt der Zurechtweisung, die sie bekommt. Sind wir für sie offen, dann werden wir das Wort des Apostels beachten: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen; auf daß sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut" (Hebr. 13, 17); und nicht minder das andere: „Verlasset nicht eure eigenen Versammlungen", und: „Bleibet fest in der brüderlichen Liebe" (Hebr. 10, 25; 13, 1). — Auf der Warte.

Verkündigt den Teufeln ohne Scheu,
Wie heiß die sie erwartende Hölle sei
Und lockt die verlorene Welt herbei,
Indem ihr rühmt, wie groß die Liebe Gottes sei!

Der große Abfall.

(Referat von J. J. Balzer, Mountain Lake, Minn., geliefert auf der ersten Bibelkonferenz zu Pretty Prairie vom 17.—19. Mai 1920. Auf Wunsch der Konferenzbesucher veröffentlicht.)

Text: „Es soll euch niemand irre führen in keiner Weise; denn Er (Jesus) oder: der Tag Jesu Christi kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme, und offenbaret werde der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens.“ 2. Thess. 2, 3.

Das größte Thema der Bibel ist ohne allen Zweifel „die Wiederkunft Jesu Christi.“ Kein andres Thema wird so umfangreich, so hoffnungsvoll und so unerschöpflich behandelt als dieses. Wer sich einmal die Mühe nahm dasselbe zu studieren, der stand erstaunt da und rief mit dem Apostel Paulus aus: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wer kann es ergründen?“ Dieses Thema wird nach Anfang und Ende, nach Zweck und Ziel so gründlich behandelt, daß man sagen möchte: Das ist ja recht eigentlich das Heilsprogramm unsers Gottes in Christo Jesu. Darauf zielt alles ab. Hier kommen alle Fäden der Geschichte zusammen; denn hier kommt das ganze Heil zum Abschluß, zur herrlichen Vollendung. Was sonst von Gottes Heilsabsichten Tatsache geworden, erfüllt worden im Laufe der Alt- und Neutestl. Dispensation, das ist nur Vorbereitung, denn es bezieht sich nur auf eine Auswahl aus den Geschlechtern der Menschen, beides aus Israel, wie aus den Nationen. Bei und mit der Wiederkunft Christi kommt das Heil und die Absichten Gottes in ihrer Totalität zur Erscheinung: das ganze Programm kommt zur Ausführung, das vollendete göttliche Kunstwerk wird enthüllt in Herrlichkeit in der Fülle der Zeiten.“ (Eph. 1, 8. 9.)

Dies göttliche Programm der Wiederkunft Jesu hat seinen Anfang, seine Vorbereitung und die Frage: Wann kommt Jesus wieder? kann mit Recht nur durch eine Antwort befriedigend und bestimmend beantwortet werden. Diese Antwort gibt der Apostel den auf die Erscheinung Christi wartenden thessalonicheschen Christen in den obigen Worten unsers Textes: „Es sei denn der Abfall komme zuerst und es werde offenbar der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens.“ Diese Antwort sollte den harrenden, bedrückten und sehnsüchtigen Thessalonichern genügen und vor allem irrtümlichem Einfluß nach andrer Richtung bewahren. Die Wiederkunft Christi wird also vorbereitet durch einen allgemeinen großen Abfall in der christlichen Welt.

Wie anders hat man sich doch bemüht zu lehren hinter Kanzel und Katheder! Man gefiel sich in drei irrigen Vorstellungen oder Auffassungen oder Lehrbegriffen: 1) In dem „die Welt wird immer besser;“ 2) „Die christliche Kirche ist das Reich Gottes;;“ 3) Die Ausbreitung und allgemeine Annahme des Evangeliums von allen Menschen wird das Millennium oder das tausendjährige Reich bei Jesu Wiederkunft vorbereitet haben. Gottes Wort gibt uns für keinen dieser drei Begriffe eine Stütze; auch nicht eine einzige. Ueber den ersten sagt Jesus, Matth. 24; Mark. 13; Luk. 21, daß der Zustand der Menschheit bei seiner Zukunft sein wird wie in den Tagen Noahs und zu den Zeiten Lots — also reif fürs Verderben und Gericht. Das genügt uns; denn wir kennen die Folgen. Ueber den zweiten lehrt uns der Apostel Paulus, daß alle wiedergebornen Kinder Gottes den Leib Christi ausmachen und die 19hundertjährige Geschichte der christlichen Kirche weist nach, wie wenig vom Reiche Gottes in der Kirche wohnt. Sowohl aus Israel, wie auch aus den Nationen gelang es Gott nur während der alt- und neutestamentlichen Dispensation eine Auswahl selig zu machen: Röm. 11, 7—32. Bezüglich der dritten Behauptung, daß die christliche Kirche die Evangelisation der Welt bis zur Wiederkunft Christi vollenden werde, hat auch nicht einen einzigen Grund in Gottes Wort; vielmehr lehrt es uns, daß die Welt im Laufe der Zeit je schlechter und schlechter wird. Und doch erkühnt man sich diese Lehre als Pessimismus zu bezeichnen. Falls dies Pessimismus ist, dann waren Jesus und seine Apostel, wie auch alle Profeten und Psalmensänger vor ihnen durchaus Pessimisten; denn keine dunkleren Bilder wurden je über die Endzustände der Welt gezeichnet, als die, welche Jesus und der Apostel Paulus u. A. entworfen haben. Sie alle reden sehr bestimmt von einem großen Abfall, der der Wiederkunft Christi voraufgeht, und deshalb das untrüglichste Zeichen der baldigen Erscheinung Jesu bildet.

Unser Heiland war stets sehr vorsichtig im Gebrauch von Daten bezüglich seiner Wiederkunft; aber er belehrt die Seinen sehr genau über die Zustände der Endzeit und fügt hinzu: „Wenn ihr das alles sehet, so merket, daß es nahe vor der Tür ist.“ Sehr genau bestimmte er die Nähe seines Kommens durch das Gleichnis von dem Schwellen und Aufbrechen der Knospen des Feigenbaums, daß das Nahen des Sommers verkündige. Falls wir irre gehen in der Behauptung, daß heute die Zeichen des Abfalls vorhanden sind, dann dürfte auch die ganze Hoffnung auf die Wiederkunft Christi auf Irrtum beruhen.

Schon vor 25 Jahren behaupteten wir, daß wir am Vorabend eines großen Abfalls in der christlichen Welt stünden. Wir wurden damals verlacht, weil ein allgemeiner Optimismus seinen Einzug in die Welt machte und man sich versprach, daß die Welt binnen 100 Jahren evangelisiert sein würde; daß die Weltmächte abrüsten und ein allgemeiner Friede mit der Unmöglichkeit des Krieges eintreten werde. Es ist ein Leichtes eine Behauptung zu machen, aber die Beweise dafür zu erbringen, will oft schwer werden. Der Friedenstempel im Haag hat auch noch keinen Beweis geliefert für die Unmöglichkeit des Krieges, sondern vielmehr für die Wahrheit des Profetenwortes: Man wird sagen: Friede, Friede, und ist kein Friede.“ Bezüglich des zu erwartenden Abfalls möchten wir zwei Behauptungen machen: 1) Wir haben heute eine abgefallene Christenheit in der Welt, wie noch nie zuvor; 2) Wir glauben fest, daß dies der Abfall der Endzeit ist.

Aber was sehen wir denn? Wie offenbart er sich? Haben wir heute Zustände, die durch Gottes Wort beglaubigt werden als Zustände, wie sie in der Endzeit eintreten werden? Oder sehen wir schwarz? Sind wir blind für die Zeichen der Zeit? Gottes Wort muß uns Licht geben über diese Fragen. Wir wollen daher Gottes Wort erfragen, was es über die religiösen, sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Zustände der Endzeit zu sagen hat.

1. Den ersten sichern Beweis für den vorhandenen Abfall liefert die zunehmende Abnahme am Bibelglauben. Beachte! Wir sagen: Bibelglauben. Wir haben wahrlich Ueberfluß an Religionssystemen; aber die Religion, welche ihren Grund positiv in Gottes Wort hat, ist bedauerlich in der Abnahme begriffen und zum großen Teil abhanden gekommen. Ist es ein Wunder? Unsre gegenwärtige Generation ist ohne Bibelkenntnis erzogen. Das System der S. S. kann keine Bibelkenntnisse hervorbringen und kaum 10 aus 100 unsrer Bevölkerung besuchen je eine S. S. Wäre es denkbar, daß sie Interesse für die Bibel haben könnten, von der sie absolut nichts verstehen? Könnte man erwarten, daß sie eine Predigt verstehen, wenn sie nichts von Gott und Gottes Wort wissen? Systematisch wurde der Bibelglaube abgeschafft durch die gänzliche Verbannung des Wortes Gottes aus den Schulen. Es gibt kaum eine Kirche in unserm Lande, die nicht mit der Existenzfrage harte Arbeit hat. Die Kirchen werden leer und tausende werden sogar für die Sommermonate geschlossen, weil es den Leuten, wie dem Herrn Pastor, zu heiß wird eine Stunde am Sonntag Morgen in der Kirche zu sitzen. Zu heiß für Vergnügen, für Picnics, für Ausflüge, Geschäft, Spekulation, Wettrennen und Ballspiele wird es aber nicht. Die meisten Kirchen haben harten Stand bezüglich der finanziellen Frage ihrer Erhaltung. Ihre Einnahmen sind zu gering, damit man den Prediger unterstützen und sonstige Unkosten tragen könnte. Der Reichtum unsers Landes wächst täglich um etwa 10 Millionen und für den Bau des Reiches Gottes hat man nicht Geld. Gottes Gesetz ist 10 Prozent; aber die christliche Kirche bringt kaum $1/6$ von 1 Prozent auf. Die großen Kirchen des Landes werden gewöhnlich von einigen reichen Leuten dermaßen unterstützt, daß man statistische Prahlerei treiben kann; aber davon darf hier keine Rede sein.

In irdischer Beziehung ist kein Mangel an Geld. Unser Land bezahlt jährlich mehr für Automobilreifen, als es für die Ausführung des großen Missionsbefehles unsers Herrn ausgibt — von dem Preis dieser Prachtwagen gar nicht zu reden. Das Geld, welches jährlich für Chewing Gum ausgegeben wird, würde besser Mis-

sion treiben, als das Geld, welches für die Mission selbst gegeben wird. Die Auto-Fabriken müssen Ueberzeit arbeiten, um den Bedarf zu befriedigen, während unsre Missionsbehörden vor schweren Arbeiterfragen stehen. Wir durchleben schwere Kriegszeiten und doch sieht man in Genußsucht, Reiselust, Vergnügungen, Kleidung und tausend anderen Dingen keine Veränderung.

Wie sieht es nun aber mit dem innern Wachstum der Gemeinden aus? Eine genaue Einsicht in die Statistiken derselben zeigt eine erstaunliche Abnahme. Eine unserer großen evangelischen Gemeinschaften verlor fast 600[illegible] Glieder während 1916. Etwa 7000 Kirchen unseres Landes hatten keinen Zuwachs. Nahezu 50,000 Gemeinden unsres Landes haben keinen Prediger. Im Staate Ohio wurden in 1915 über 400 leere Kirchen verkauft. Die Sonntagsschulen unsres Landes haben mehrere Hunderttausend Schüler in den letzten Jahren verloren, während die Zunahme der Bevölkerung ihnen mindestens eine halbe Million zugeführt haben sollte. Drei Viertel aller S.-S. Schüler werden nie Glieder der Gemeinde und mehr als 10 Millionen der [illegible]nder unsres Landes besuchen nie eine Kirche. Dies sind furchtbare Zahlen, aber sie sind ebenso traurige Tatsachen.

Auch der heutige Kirchenbesuch zeugt für den vorhandenen Abfall. Etwa 10—15 Prozent der Bewohner unsrer Städte besuchen die Kirche. Die vorhandenen Kirchen unsrer Städte bieten etwa Sitzraum für 15—18 Prozent der Einwohner und wenn man dann an die vielen leeren Sitze denkt — und an die geschlossenen Kirchen während der Ferienmonate — dann fragt man unwillkürlich: Wo sind die Leute am Sonntag Vormittag? Schreiber dieses besuchte eine der Großkirchen in unsrer Metropole am Sonntag Morgen. Sie hatte Sitzraum für 2500 Personen. Nur 48 ältere Personen saßen in dem großen Raum und zwei derselben waren Gäste. Der Verein junger Männer (Y. M. C. A.) machte eine Spezialversammlung für Männer in 100 Kirchen bekannt und teilte Eintritts-Freikarten aus. Ein bedeutender Prediger sollte predigen. Die Versammlung sollte um 3 Uhr nachmittags beginnen, und — weniger als 100 Männer hatten sich eingefunden. Zwei Theater, einige Block entfernt, hatten mehr als 3000 männliche Besucher die für ein Schauspiel bezahlten. *Ein* junger Mann *aus zehn* betritt je eine Kirche. Was werden die Väter der zukünftigen Generation sein?— Die Heilsarmee war seiner Zeit eine Rettungsanstalt für Tausende aus den niedrigsten Klassen und Schichten des Volks, das schlechthin mit dem Namen „Pöbel und Auswurf" bezeichnet wird. Was ist sie heute? Sie bietet billig Logie in ärmlich eingerichteten Barracken und bettelt Gelder zusammen, um den Armen von der Straße ein Mittag am Danksagungs- und Weihnachtstage zu geben. Die Y. M. C. A. sollte sich eilig dran machen oder den Namen ändern. Sie ist ein erstklassiges Clubhaus für so viel per Glied geworden. Ihre Besucher sind nicht zu ihren Prachthäusern aus religiösen Gründen gekommen, sondern für athletische Uebungen, Lesezimmer, Abendschule, Badegelegenheiten und allerlei Vergnügungsspielen, wie Billiard, Pool, Karten, Schach usw. Sehr wenig wird getan zur Rettung der Verlornen. Und die Kirche selbst? Sie hat ihren Halt an den Massen verloren und die Arbeiterklasse ist von ihr mehr oder weniger ausgeschlossen. Diesen Eindruck haben zum mindesten die niedern Klassen.

2. *Verweltlichung* ist ein andrer Beweis des Abfalls. Weltlust frißt heute das Mark der Kirche. Vergnügungssucht ist die Seele der Gesellschaft geworden. Die Grenzen zwischen Welt und Kirche sind verschwunden. Gehen Gemeindeglieder ins Theater? Auf den Tanzboden? Manche christlichen(?) Tanzräume würden die Tochter der Herodias schamrot machen. Sind Christen dem Spiel ergeben? Kaum gibt es mehr einen geselligen Abend an dem nicht das Spiel und der Tanz eine Hauptrolle spielen. Es ist eigentlich nicht die Frage: Was tut die Kirche? sondern die Verhältnisse und Zustände der Kirche, die ihr solche Dinge erlauben. Tief in der Seele, der unbekehrten, von Gott abgefallenen Seele liegt der Schade. „Wer der Welt Freund ist, der ist Gottes Feind." (Jak. 4, 4).

3. Ein andres Zeichen des Abfalls ist die *Machtlosigkeit* der christlichen Kirche in der Lösung ihrer Aufgabe: *Machtlosigkeit zur Erneuerung.* Paulus schreibt dem Timotheus (2. Tim. 3, 5): „Sie werden eine Form der Gottseligkeit haben, aber ihre Kraft verleugnen sie." Während der letzten zwei Jahrzehnte erfüllten sich diese Voraussagungen in sehr auffälliger Weise. Erweckungsversammlungen, bei denen Buße und Bekenntnis der Sünden verlangt werden, Bekehrungen, bei denen das Zeugnis des Heiligen Geistes sich kund gab, sind eine große Rarität geworden selbst in streng evangelischen Kirchen. Statt dessen hat man Werbekomitees für Glieder; Leute werden überredet sich doch der Gemeinde anzuschließen, Bekenntnis-Karten ohne vorhergehende Bekehrung werden unterschrieben; Massenbewegungen— sogenannte Feldzüge — werden veranstaltet um die Massen zum Anschluß an die Kirche zu bewegen. Billy Sundays mit ihren Lästerreden müssen für schweres Geld Propagande für die faulen Prediger der Großstädte machen um Viele, unbußfertig und ungläubig für die tote, kraftlose Kirche zu gewinnen. Unterdessen müssen die Bibellehren von der gänzlichen Verderbtheit des Menschen, von Sünde und Gnade, von Rechtfertigung und Heiligung, von Tod und Gericht schweigen, denn die moderne Theologie hat ihren Thron als Autorität über Gottes Wort gestellt und die negative Kritik hat die Bibel vor den Augen des Volks entkräftet. „Predige das Wort," schreibt Paulus (2. Tim. 4, 2. 3), „denn es kommt die Zeit, daß sie die gesunde heilsame Lehre nicht vertragen werden." Christentum ohne Christus, Bekehrung ohne Umkehr, der Buchstabe ohne den Geist, ist das Evangelium des Tages. Wohl gibt es in allen Gemeinden noch ernste, heil suchende, Gottes Wort liebende Seelen, aber sie sind leider in sehr geringer Zahl vorhanden und ihre Stimme verhallt im Winde. Der laodicäische Zeitgeist hat alle kirchlichen Verhältnisse unter seine Herrschaft gezwungen.

(Schluß folgt.)

Das Schreien der Auserwählten.

Von *Elias Schrenk.*

Gott aber, sollte Er das Recht Seiner Auserwählten *nicht* ausführen, die Tag und Nach zu Ihm schreien, und ist Er in bezug auf sie langmütig? **Ich sage euch, daß Er ihr Recht schnell ausführen wird.** Doch wird wohl der Sohn des Menschen, wenn Er kommt, den Glauben finden auf der Erde? (Luk. 18, 7. 8.)

Unser Heiland hat vorausgesehen, daß für Seine Auserwählten eine Zeit kommen werde, in der sie vom Widersacher schwer bedrängt sein würden. Er kann ihnen kein anderes Mittel angeben, aus ihrer Bedrängnis heraus zu kommen und errettet zu werden, *als Tag und Nacht zu ihrem Gott zu schreien.* Das tun sie und darum haben sie die bestimmte Verheißung, daß Er sie schnell erretten wird. Offenbar stehen wir gegenwärtig in solcher Bedrängnis. Der Glaube hat abgenommen, die Masse wird dem Evangelium immer mehr entfremdet. Die Gläubigen sind uneins untereinander, und darum ist ihre Macht gebrochen für den Kampf gegen den Unglauben. Alle, die diese Sachlage klar erkennen, haben eine große Aufgabe: wir müssen unser priesterliches Kleid anziehen und in das Heiligtum gehen. Wir müssen fliehen aus dem uns umgebenden Gewirre und den Tageszänkereien, und uns besinnen auf unsern himmlischen Beruf: ein königliches Priestertum zu sein. Nur unser Gott kann uns helfen, wenn wir Tag und Nacht schreien. Er kann die viele Unklarheit beseitigen. Er kann gründliche Buße wirken. Er kann den Feind entlarven. Er kann die vereinigen, die zusammen gehören. Lasset uns stille werden, und unsern ganzen Jammer vor das Angesicht des Herrn bringen mit Beugung und mit Vertrauen; dann wird Er Seinen Arm offenbaren und Sein Volk erretten. Der Herr wird für uns streiten, und wir werden stille sein (2. Mose 14, 14).

Was fordert die jetzige Zeit von uns?

Von Ernst Modersohn.

Was fordert die jetzige Zeit von uns? Wenn diese Frage gestellt wird, dann liegt darin schon ausgesprochen, daß diese Zeit eine besondere Zeit ist. Es hat auch in der Vergangenheit schwere Zeiten in unserm Volke gegeben. Als der schreckliche Dreißigjährige Krieg unser Land verwüstete, das war wohl schwere Zeit. Als vor hundert Jahren der korsische Eroberer un-

ser Land zertrat mit dem Tritt seiner Heere, als unsere Freiheit und unsere Ehre vor ihm in den Staub sank, das war wohl schwere Zeit. Aber die jetzige Zeit ist schwerer, weit schwerer. So eine Zeit hat es noch nie gegeben in der deutschen Geschichte. Es handelt sich heute nicht mehr um einen Niedergang unseres Volkes, es handelt sich nach der Unterzeichnung dieses Mordfriedens um den U n t e r g a n g des deutschen Volkes.

Ja, um unsern Untergang handelt es sich. Oder sollte das nicht möglich sein, daß ein Volk von 70 Millionen untergeht? Was für Weltreiche hat es gegeben in der Vergangenheit — und sie sind untergegangen! Wo sind die Babylonier, die Perser, die Assyrer? Sie sind untergegangen. Keine Spur ist mehr von ihnen übrig geblieben. Wo ist das gewaltige Weltreich der Römer geblieben? Es ist untergegangen. So können Völker untergehen. Und so kann auch unser Volk untergehen. Unmöglich ist das nicht.

Und — das ist durchaus der Wille unserer Feinde. Das haben sie von Anfang an gewollt. Sie wollten uns vernichten. Sie hofften es zuerst mit überlegener Zahl und Macht zu erreichen. Das gelang ihnen nicht. Dann versuchten sie es durch ihre Aushungerung, uns zu entkräften, uns zu zermürben. So haben sie es fertig gebracht. Törichte Politiker träumten davon, es sei möglich, einen Verständigungsfrieden mit den Feinden zu schließen. Wenn wahre Freunde des Vaterlandes darauf hinwiesen, es gebe nur zwei Möglichkeiten: Sieg oder Untergang, dann wurde gehöhnt und geschrien über die Kriegshetzer. Nun hat es sich gezeigt, was das Gerede von einem Verständigungsfrieden wert war!

Wir verlieren mehr als den siebenten Teil unseres deutschen Bodens. Wir büßen den neunten Teil unserer Bevölkerung ein. Wir sehen über vier Millionen Deutsche in die Knechtschaft fanatischer Feinde wandern. Wir müssen verhungern, denn wir haben kein Geld, um die furchtbar teuren Lebensmittel, die unsere Feinde uns liefern, zu kaufen. Und wir können kein Geld verdienen, denn unsere Industrie liegt am Boden, weil wir keine Rohstoffe und keine Kolonien mehr haben. Wir haben keine Handelsflotte mehr, um Lebensmittel holen zu können aus überseeischen Ländern. Dazu müssen wir unsere Milchkühe abliefern, was den Tod von etwa 600,000 deutschen Kindern bedeutet. So überliefert uns dieser Mordfriede dem sichern Untergange. Wir müssen erfrieren. Denn unsere Kohlen in Lothringen sind uns genommen, die Kohlen im Saargebiet sind uns genommen, die Kohlen in Oberschlesien werden uns genommen. Was wir behalten, das reicht nicht aus. Wir werden uns noch ganz anders aufs Frieren gefaßt machen müssen, als in den vergangenen Wintern. Aber das ist dasSchlimmste noch nicht. Das Schlimmste ist, daß wir unsern Kaiser, unsern Hindenburg, all die großen Männer unseres Volkes ausliefern und einem Gerichtshof unserer Feinde preisgeben sollen. Nie hat ein Volk eine solche Ehrlosigkeit begangen, wie jetzt unser Volk!

Das ist der Verständigungs-, der Rechtsfrieden, von dem man redete und träumte! Es ist aus mit der Herrlichkeit des Deutschen Reiches. Wir werden nichts mehr davon sehen. Solange wir leben, werden wir Schmach und Schande tragen in der Welt. Ich hörte neulich einen Jungen, der nicht wußte, was er tat, das Lied pfeifen: „O Deutschland, hoch in Ehren!" Es gab mir einen Stich ins Herz. Wir können nur noch seufzen und klagen: „O Deutschland, tief in Schanden!" Einst haben wir gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" Jetzt können wir sagen: Unter allem in der Welt. Denn Polen und Tschechen, Serben und Kroaten können über uns herfallen und uns kostbare Stücke Landes wegreißen, wenn sie wollen. Wir können uns nicht wehren, denn unsere Soldaten haben wir selbst nach Hause geschickt.

Wie haben unsere Väter gehofft auf ein einiges Deutsches Reich, wie haben sie voll Sehnsucht gesungen von einem deutschen Kaiser! Wir haben ein einiges Reich gehabt, wir haben einen deutschen Kaiser gehabt, der Traum unserer Väter wurde wahr, — und dann sank unser Reich in Trümmer, und unser Kaiser mußte das bittere Brot der Verbannung essen.

Das ist die Zeit, in der wir leben. Es ist eine besondere Zeit. Es ist die schwerste Zeit, die wir jemals erlebt haben, solange es eine deutsche Geschichte gibt. Da ist wohl die Frage am Platz: Was fordert die jetzige Zeit von uns?

Wenn ich nach einer Stelle der Bibel suche, die uns leiten kann in dieser Frage, dann begegnet mir das 9. Kapitel im Buche Daniel. Da finden wir ein Gebet Daniels. Er bekennt und spricht: „Ach lieber Herr, Du großer und schrecklicher Gott, der Du Bund und Gnade hältst denen, die Dich lieben und Deine Gebote halten: wir haben gesündigt, unrecht getan, sind gottlos gewesen und abtrünnig geworden; wir sind von Deinen Geboten und Rechten gewichen. Wir gehorchten nicht Deinen Knechten, den Propheten, die in Deinem Namen unsern Königen, Fürsten, Vätern und allem Volk im Lande predigten. Ja, Herr, wir, unsere Könige, unsere Fürsten und unsere Väter müssen uns schämen, daß wir uns an Dir versündigt haben. Wir sind abtrünnig geworden und gehorchten nicht der Stimme des Herrn, unseres Gottes, daß wir gewandelt hätten in Seinem Gesetz, sondern das ganze Israel übertrat Dein Gesetz, und sie wichen ab, daß sie Deiner Stimme nicht gehorchten. Darum trifft uns auch der Fluch und Schwur, der geschrieben steht im Gesetz Moses, des Knechtes Gottes, weil wir an Ihm gesündigt haben. Und Er hat Seine Worte gehalten, die Er geredet hat wider uns und unsere Richter, die uns richten sollten, daß Er so großes Unglück über uns hat gehen lassen, daß desgleichen unter dem ganzen Himmel nicht geschehen ist, wie über Jerusalem geschehen ist. Darum ist der Herr auch wach gewesen mit diesem Unglück und hat es über uns gehen lassen. Denn der Herr, unser Gott, ist gerecht in allen Seinen Werken, die Er tut; denn wir gehorchten Seiner Stimme nicht."

Wenn wir statt des Wortes „Jerusalem" das Wort „Deutschland" einsetzen, dann klingen diese Worte, als wären sie aus unserer Zeit und für unsere Zeit geredet. Darum können sie uns helfen, wenn wir eine Antwort suchen auf die Frage, was die jetzige Zeit von uns fordert. Wir sehen zweierlei, was unsere Zeit von uns fordert. Das eine ist B u ß e, das andere: G l a u b e n.

Unsere Zeit fordert Buße. Wofür denn? Daniel sagt: „Wir müssen uns schämen, daß wir uns an Dir versündigt haben." Müssen wir das nicht auch sagen? Wie hat doch Gott unser Volk vor andern Völkern gesegnet! Das dürfen wir ohne Ueberhebung sagen. Das ist geschichtliche Wahrheit. Als Gott sich nach Männern umsah, die imstande wären, das Licht Seines Wortes neu anzuzünden in einer finsteren Welt, da fand Er solche Männer in allen Ländern nirgends so brauchbar als in Deutschland. Da rief Er Luther und Melanchthon zu dem großen Werke der Erneuerung einer verweltlichten Kirche. So ging von Deutschland der Gottessegen der Reformation aus.

Und war es nicht wieder Deutschland, wo man zuerst den Gedanken der Heidenmission dachte und in die Tat umsetzte? Wenn später auch andere Völker uns überflügelt haben an Zahl der Missionare, den Anfang dieses Gotteswerkes haben doch die Deutschen gemacht.

Und soll ich erinnern an den Pietismus, die Erneuerung des religiösen Lebens, an Zinzendorf und die Brüdergemeine, an die gesegnete Erweckungs- und Gemeinschaftsbewegung der letzten Jahrzehnte? Wer darauf blickt, der muß sagen: Wie hat Gott unser deutsches Volk vor anderen gesegnet!

Und wer dafür kein Verständnis hat, den weise ich hin auf den wunderbaren Aufstieg unseres Volkes in preußischer und deutscher Geschichte. Wenn wir an die Namen des Großen Kurfürsten, des Alten Fritz, des Kaisers Wilhelm des Ersten denken, dann steht vor uns ein Aufstieg zur Macht und Geltung in der Welt, wie er seinesgleichen nicht hat. Was ist das alles? Das ist die Gnade Gottes über unserm Volke!

Und wenn wir zurückdenken an die Jahre des Krieges — was war es für ein Schauspiel, das unser Volk bot! Von der Ostsee und vom Eismeer bis nach Arabien und Aegypten wehten siegreich Deutschlands Fahnen. Die Festungen der Feinde fielen dahin wie die Burgen, welche die Kinder am Strande aus Sand bauen. Die Kronen der Könige sanken, wie im Herbst die Blätter abfallen vom Baum. Wie war es möglich, daß wir, ein einzelnes Volk, einer Welt von Feinden gegenüber siegreich dastehen konnten? Das war die Gnade Gottes, die uns den Sieg gab!

Wenn je ein Volk Ursache gehabt hätte, Gott auf den Knien zu danken, dann hätte das deutsche Volk dazu Ursache gehabt!

Das ist gewiß. Aber haben wir Gott diesen Dank dargebracht? Wir wissen es alle, wie mit der Dauer des Krieges die Verdrossenheit und die Verbitterung wuchs. Wie törichte Stimmen sagten: „Die da oben sollen endlich Frieden machen!“ „Schlimmer könnte es auch nicht werden, wenn die Feinde im Lande wären!“ Von Dank keine Rede! Im Gegenteil, immer lauter wurde der Haß und der Hohn gegen den Geber solcher Siege, gegen den Spender solcher Segnungen.

Und wie steht es heute? Vor mir liegt ein Zeitungsblatt, das in den Straßen Hamburgs zu kaufen war. Darin steht ein Artikel, der heißt „Gottespest“. In demselben heißt es — ich gebe nur wenige Sätze —: „Gott duldet weder Preß- noch Redefreiheit. Er trifft auch schon den unausgesprochenen Gedanken. Ueberbietet Er somit schon an und für sich an Rüpelhaftigkeit selbst den schuftigsten Despoten aller Länder und Zeiten, so tut Er dies noch weit mehr hinsichtlich der Art und Dauer Seiner Strafmittel. Dieser Gott ist also das denkbar entsetzlichste Scheusal. Sein Behralten ist um so infamer, als Er von sich behaupten läßt, daß die ganze Welt und namentlich auch die Menschheit in all ihrem Tun und Lassen durch Seine „göttliche Vorsehung“ reguliert wird. Er malträtiert also die Menschen für Handlungen, deren Urheber Er selber ist. Wie liebenswürdig sind gegenüber diesem Ungeheuer die Tyrannen der Erde aus vergangener und gegenwärtiger Zeit!“

So etwas darf heute in Deutschland gedruckt und auf den Straßen verkauft werden! Da der Artikel, aus dem ich diese Sätze entnommen habe, den Vermerk „3. Fortsetzung“ trägt, so schrieb ich an den Verlag und bat, mir auch die beiden ersten Nummern zu senden. Ich bekam die Antwort, daß man meinen Wunsch leider nicht erfüllen könne, da die Nachfrage danach so groß gewesen sei, daß auch nicht ein Stück mehr zu haben sei!

Vielleicht wendet man ein, es sei irgendein obskurer Zeitungsschreiber, der das geschrieben habe. Aber solche Stimmen liest man nicht nur in Zeitungen, die liest man auch in Büchern, die den Anspruch der Wissenschaftlichkeit machen. Der berühmte und gefeierte Professor Haeckel in Jena hat geschrieben, wenn Gott die Menschen nach Seinem Ebenbilde geschaffen habe, wie die Bibel sage, und wenn Er doch ein Geist sei, dann könne man Ihn nicht anders bezeichnen, als: Er sei „ein gasförmiges Wirbeltier“! Und die Werke dieses Mannes sind in wer weiß wie viele Sprachen der Erde übersetzt!

So wagt man heute von dem großen und heiligen Gott zu reden. Und wir wissen alle, daß das nicht vereinzelte Stimmen sind, sondern daß das die Gesinnung weiter Kreise in unserm Vaterlande ist.

(Schluß folgt.)

Wie Augenblicke fliehen,
So flieht des Menschen Zeit.

Das Mennonitische Hilfswerk „Christenpflicht“ im Erzgebirge.

(Erster Bericht unseres Vertreters im Erzgebirge).

Warum setzt dieses Mennonitische Hilfswerk „Christenpflicht“ Ingolstadt a. D. Oberbayern gerade im Erzgebirge ein? So mag vielleicht der eine oder der andere fragen. Nun, weil die Not unter der hiesigen Bevölkerung besonders groß ist. Woher kommt das? Wohlstand und Reichtum ist nie hier gewesen, wohl aber ist das Volk daran gewöhnt recht bescheiden zu sein und sich genügen zu lassen an dem das da ist. Denn so hört man es heute immer wieder, wenn man die Leute fragt wie sie nun in den gegenwärtigen Verhältnissen zurecht kommen.

Hier im Erzgebirge ist viel Industrie. Das kommt wohl daher, weil früher hier billigere Arbeitskräfte vorhanden waren als anderswo. Obwohl nun auch hier die Arbeitslöhne bedeutend gestiegen sind, so doch nicht in der Weise, daß ein Arbeiter seine Frau und vielleicht 4—6 Kinder ausreichend versorgen kann, und dann sind hier die Lebensmittel nicht nur in der Weise bedeutend gestiegen wie in anderen Gegenden, sondern hier kosten sie noch bedeutend mehr. So z. B. muß hier für 1 Liter Speiseöl 55—60 Mark bezahlt werden, dagegen in Hessen kostet das Ltr. 27 Mark Der Preisunterschied ist jedoch nicht immer so hoch.

Nach zuverlässiger Berechnung müssen hier für rationierte Lebensmittel pro Kopf in der Woche 25—26 Mark gezahlt werden. Das macht für ein Ehepaar mit 6 Kindern 200 Mark wöchentlich. Dann haben sie aber erst die rationierten Lebensmittel. Was kosten heute die Kleider, Schuhe, Brand, Licht usw.? Und doch verdient der Arbeiter durchschnittlich in der Woche nur 150 Mark. Ist es da nicht erklärlich, daß die Not und das Elend wie ein Gespenst durch Tür und Fenster kommt?!

Nun ist aber auch noch zu sagen, daß die Industrie seit bald zwei Monaten darniederliegt. Manche Fabriken beschäftigen ihre Arbeiter nur 2—3 Tage in der Woche, andere stehen ganz still. Die Arbeitslosenunterstützung beträgt, wie mir heute der Bürgermeister einer kleinen Stadt sagte, 5 Mark den Tag. Liegt es da nicht klar auf der Hand, daß Not und Hunger mit kalter Hand an manche Tür klopft und mancher wegen Unterernährung früher ins Grab muß?

Wie dauern einem die hoffenden Mütter und Wöchnerinnen, wenn sie so daliegen oder umher schleichen. Man weiß ja, was ihnen fehlt. Ich mag sie gar nicht fragen. Und wie einem sonst das Elend anstarrt, wenn man in die Familie, in die Schlafkammer kommt, — das muß man gesehen haben.

Da war ich bei einer Familie namens P., 7 Kinder waren vorhanden, das jüngste drei Wochen, das Aelteste 14 Jahre alt. Der Vater arbeitet im Bergwerk. Natürlich auch da hörte ich von der Mutter: „Es langt nicht was er verdient.“ Fleisch und Oel müssen sie immer anstehen lassen. Denn auch Brand, Licht und Miete muß sein. An Kleider, Wäsche und Schuhe kann garnicht gedacht werden. Außer der Küche war nur noch eine Dachkammer da, in welcher alle 9 Personen schlafen. Wie sah es da aus?! Von Wäsche auch keine Spur.

Dann war ich in einer anderen Familie. Da waren ebenfalls 7 Kinder im Alter von ¾ — 14 Jahren. Doch hier mußten die 9 Personen in drei 1½ schläfrigen Betten schlafen. Schuhe und Strümpfe sucht man vergebens bei den Kindern. Welch einen Kampf hat da eine Mutter jeden Tag aufs neue zu bestehen! Wieviel Sorgen und Kummer nagen an ihrem Herzen! Solch eine Mutter würde viel erzählen können. Bei dem Besuch in obiger Familie traf ich gerade eine andere Frau, diese hatte keine Kinder, auch sicher nicht so viel schlaflose Nächte in Sorgen und Tränen. Ich frug die beiden Frauen: welche von ihnen soll ich beneiden? In diesem Falle konnte ich keine Antwort geben, obwohl ich sonst weiß, Kinder sind eine Gabe Gottes. Wie beschämte es mich gestern und erfreute mein Herz als ich von einer Mutter mit 10 Kindern hörte, daß sie glücklich sei über all ihre Kinder und nicht gemurrt oder gehadert habe, wenn wieder eins zu erwarten war. Und dabei lebt auch diese Familie in bitterer Not.

Solche Familien wie obige lernte ich mehrere kennen. Hier ist die Armut und das Elend offensichtlich zu tage tretend. Wieviel stille Not gibt es aber noch! Es ist auffallend, wie viel alleinstehende Personen, Witwen und alte Jungfern, es im Erzgebirge gibt. Dazu kommen noch die Kriegswitwen mit einem oder mehreren Kindern. Gewiß, diese haben ihre Kriegs-Witwen Renten. Und von den alleinstehenden Personen können sich noch manche etwas verdienen. Denn es gibt hier im Erzgebirge viel Heimarbeit in Posamenten und Klöppelspitze. Diese Heimarbeit wird aber schlecht belohnt und es ist ausgeschlossen, daß es auch nur im entferntesten zum Lebensunterhalt reichen könnte. Wiederum gibt es so manche aus dem sogenannten Mittelstande, die jetzt darben müssen. Da ist eine Doktorsfrau mit einem Kinde. Ihr Mann ist in russischer Gefangenschaft gestorben. Sie versetzt jetzt ihre Möbeln und Wertsachen eins ums andere und doch hat sie schon 3000 Mark Schulden. Auch sie muß darben!

Da ist ein Besitzer eines kleinen Kalkwerkes. Im Frühjahr war es ein wenig im Betrieb. Doch jetzt muß der Besitzer mit seiner zahlreichen Familie darben.— Und dann erst die vielen Renten- und Inval'den-Geldempfänger. Kleider und Wäschestücke werden eins ums andere alle. Das wenige Geld reicht natürlich noch nicht für rationierte Lebensmittel. Daher müssen sie darben und mit Kummer und Tränen ihr Brot essen. —

Der du dieses liest, weißt du, was es heißt: Hunger leiden und doch kann er nicht gestillt werden? Wenn Du es nicht

(Fortsetzung auf Seite 11.)

Editorielles.

— Sehet nun zu, wie ihr sorgfältig wandelt, nicht als Unweise, sondern als Weise, die gelegene Zeit auskaufend, denn die Tage sind böse. Eph. 5: 15, 16. (Elberfelder Bibel.)

In der Lutherbibel heißt der 16. Vers: Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Wenn wir mit offenen Augen um uns schauen, dann wird es uns nicht schwer, zu erkennen, daß es böse Zeit ist. Ob auch manche Optimisten hoffnungsvoll in die Zukunft blicken und sagen, die Welt wird besser, so hält das doch nicht Stand gegenüber den Tatsachen. Wie die Verhältnisse in Rußland waren und sind, haben wir in letzter Zeit genügend erfahren können. Es ist ein herzdurchdringender Hilferuf, der uns von dort entgegentönt. Wie die Verhältnisse in Deutschland sind, schildert uns der Artikel von Ernst Modersohn: Was fordert die jetzige Zeit von uns, der in der heutigen Nummer anfängt. Es ist ein furchtbares Bild, das er von unsern Augen entrollt. Es spricht aus ihm eine große Liebe zu seinem Vaterlande, zu seinem Kaiser und zu seinem Volk, aber er geht tiefer als die Politik, er sieht die Sünden seines Volkes und erschreckend groß ist die Sünde, die er schildert. Ja, das ist Deutschland heute. Der Artikel ist wert, gelesen zu werden. Doch wir brauchen nicht nach Europa zu gehen, in unserm eigenen Lande sieht es wahrlich schlimm genug aus. Das zeigt Br. J. J. Balzer in seinem Referat: Der große Abfall, der auch in heutiger Nummer anfängt. Ein furchtbares Bild von Amerika. Man nennt uns Pessimisten. Der schon heimgegangene Gottesstreiter Elias Schrenk hat einmal gesagt: Wir Gläubige sind weder Optimisten noch Pessimisten, wir sind Realisten, Leute, die der Wirklichkeit ins Auge schauen, die die Sachen so sehen, wie sie sind. Ja, die Zeit ist böse.

Wir sollen die Zeit auskaufen, uns in dieselbe schicken. Wir sollen so mit unserer Zeit umgehen, wie der Herr es haben will. Da müssen wir auch in uns blicken. Ja, bei uns selber fehlt es noch sehr. Wir Kinder Gottes haben eine gewaltige Verantwortung. Wir müssen Buße tun, ehe die Welt Buße tun kann. Wir müssen lernen, was Glauben heißt, ehe die Welt es von uns lernen kann. Das erfahren wir täglich, wie schwach, wie selbstsüchtig und kleinmütig wir sind. Wenn wir uns mehr mit Gottes Wort und uns selber beschäftigen würden und nicht so viel Politik treiben, weltliche und kirchliche (traurig, daß es auch kirchliche Politik gibt), wenn wir unsere eigenen Schwachheiten mehr erkennen würden, dann könnte der Herr anders mit uns und durch uns schaffen. So lange wir uns den Vergnügungen und Zerstreuungen dieser Welt hingeben, kaufen wir nicht die Zeit aus. Ja, wenn der Herr uns Gnade geben wolle, daß wir so in uns hineinblicken würden, wie Er es haben will, dann würden wir über uns selbst mehr erschrecken, als über die Verhältnisse in der Welt.

Doch da dürfen wir nicht aufhören, sondern wir müssen noch nach oben blicken. Dort, zur Rechten des Vaters sitzt unser großer Hoherpriester Jesus Christus und tritt für uns ein. Sein auf Golgatha für uns vergossenes Blut spricht lauter für uns als unsere Sünden gegen uns. Ja, wenn das nicht wäre, dann wehe uns! Doch so ist Er unser Fürsprecher. Nur darin können wir Mut fassen. So wir, die wir Kinder sind, zu Ihm kommen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt. Ja, bei Ihm ist Gnade. Aber bei Ihm ist auch Kraft. Kraft, die wir brauchen, die Zeit auszukaufen. Wenn wir Seine Erscheinung lieb haben, müssen wir auch so leben, als ob Er heute noch kommen würde. Dann müssen wir in Seiner Liebe ausgehen und retten, was noch zu retten ist. Dann müssen wir Fürbitte einlegen für die Welt, für die Sünder, für unser Volk. Dasselbe, was Europa heute so schrecklich heimsucht, kann auch uns hier bald heimsuchen. Unser Land ist auch bald reif dafür. Tun wir da als Kinder Gottes unsere Pflicht, indem wir uns selber reinigen lassen und dann in Seiner Kraft die Zeit auskaufen, ehe es zu spät ist. Lasset uns sorgfältig wandeln als Weise. Nur die Unweisen beschweren sich mit den Dingen dieser Welt und verlieren sich darin; die Weisen bergen sich in Christus und walten ihres Amtes als ein königliches Priestertum, berufen zum Zeugen und wartend auf Seine Erscheinung aus den Himmeln. Da werden wir dann ernten, mit Freuden ernten, wenn wir hier mit Tränen säen.

— Die Delegaten aus Rußland sind jetzt in Kansas, und es ist von allgemeinem Interesse, was dort vorgeht, so bringe ich einen Artikel aus dem Herold: Amerika das Asyl, darin ist über die weiteren Schritte berichtet, die getan wurden und die noch getan werden sollen.

Todesanzeigen.

Johann Buller, unser Gatte und Vater, wurde geboren in Süd-Rußland im Dorfe Alexanderwohl. In den Ehestand getreten im Jahre 1866, den 7. Dezember. Ausgewandert im Jahre 1874. Zum Herrn bekehrt im Jahre 1879, getauft von Br. Johann Regehr am 3. August und in die Mennoniten Brüdergemeinde aufgenommen. Er hatte viele Jahre ein Lungenleiden. Dann wurden wir uns einig, einmal Klima zu wechseln und fuhren dann nach California, wo wir sechs Jahre und sechs Monate gewohnt haben. Es half ihm auch, aber er bekam eine andere Krankheit im rechten Bein und im Leib, die ihn oft im Bett hielt, daß wir uns zuletzt nicht mehr gut helfen konnten. Dann fuhren wir in Gemeinschaft mit Geschwister Johann Enns nach Oregon, wo unsre Kinder, Abraham Bullers, waren. Unser Sohn Abraham arbeitete in dem Schiffsbauhof. Zum Frühjahr fuhren sie zurück nach Montana auf ihre Farm und wir fuhren mit. Dort wurde mein lieber Mann sehr krank. Wir blieben zwei Monate dort, dann war er so viel besser, daß er auf sein konnte. So nahmen wir unsern Sohn Abraham mit zur Hilfe auf der Reise und fuhren nach Nord Dakota zu unsern Kindern, Peter Bullers. Mein lieber Mann wurde wieder schlechter. Wir ließen den Doktor kommen, welcher sagte, es sei innerlicher Krebs. Er hat viele Schmerzen aushalten müssen, daß es zu Zeiten fast unerträglich war. Doch er war sehr geduldig und sagte, Jesus helfe ihm die Schmerzen tragen. Den Tag vor seinem Sterben sprachen wir noch über so mancherlei, auch über das Sterben, und ich fragte ihn, ob er sich der Seligkeit ganz sicher sei. Ja, sagte er, Jesus habe ihm versprochen, ihm durchzuhelfen, und der würde sein Versprechen auch halten. Das waren seine letzten Worte. Ich habe ihm viel vorlesen müssen. Er war immer froh, Gottes Wort zu hören. Ev. Joh. 4 war ihm sehr wichtig. Er starb den 21. Juni, 1920, um 7 Uhr abends. Alt geworden 78 Jahre und 5 Monate. Krank gewesen 4 Jahre; fest im Bett 8 Monate. In der Ehe gelebt 53 Jahre und 6 Monate. Die Stube ist nun leer, aber wir gönnen ihm die Ruhe. Er hat ausgekämpft, sein Leben hat ein Ende.

Aganetha Buller u. Kinder.
Munich, Nord Dakota.

Bessie, Okla., den 12. Juli 1920. Werte Rundschauleser! Wünsche Euch und dem ganzen Personal Gottes Gnade, Kraft und reichen Segen. Vor nicht langer Zeit sandte ich einen Bericht ein vom Sterben meiner Schwester Katharina Dick. Die Eltern waren damals auch krank, wurden aber beide besser. Obwohl die Eltern noch schwach blieben, ahnte keiner etwas schlimmes, bis am zweiten Juli auf Mittag der Vater sehr schlecht wurde. Er meinte, ihm war zu heiß geworden, er wurde wieder etwas besser, gegen Abend wieder schlechter. So wechselte es bis er am Morgen des 3. Juli zu Bett ging. Als er seine Fingernägel beschaute, sagte er: Ich bin am Sterben, legte sich zurück und war tot. Er wurde am 8. Juli begraben. Rev. Georg Bornschlägel leitete beim Hause. Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh' wurde zuerst gesungen. Nun wurde Psalm 90 gelesen, gebetet und eine Ansprache gehalten über Hohelied 1: 4: Ziehe mich dir nach, so laufen wir. Dann wurde das Lied gesungen: Dort über jenem Sternenmeer, dort ist ein schönes Land; und: Wie wird uns sein... Bei der Kirche sang der Chor: Wenn der Abend gekommen. Rev. Geis ließ Lied No. 119, Näher mein Gott zu dir ... singen und hielt eine Ansprache über Phil. 1: 21: Denn Christus ist mein Leben... Dann sprach Rev. H. D. Schmidt über Gal. 6: 7. u. 8. Irret euch nicht... Der Chor sang: Der goldene Morgen. Nun wurde Lied 249 Ev. gesungen und Rev. H. H. Flaming hielt eine Ansprache über Psalm 108: 4. Was ist der Mensch... Rev. J. Reimer las das Lebensverzeichnis vor und es wurde Lied No. 643 ev. Glau-

bensstimme gesungen. Nun hielt Br. Reimer eine Ansprache über Matth. 24: 42. Wachet, denn ihr wisset nicht... No. 125—123: Nur voran... Schlußgebet von Br. Reimer. Dann sang der Chor noch das Lied: Wenn zuletzt ich daheim.... A. Schmidt sprach am Grabe und der Chor sang verschiedene Lieder.

Lebensverzeichnis.

Heinrich Dürksen wurde geboren den 21. Februar 1853 in Alexandertal, Südrußland. Im Jahre 1857 siedelten seine Eltern über nach Steinfeld, wo der Vater seine Jugendjahre verlebte. 1874, den 10. März, verehelichte sich der Vater mit Anna Braun, mit der er 46 Jahre und 4 Monate Freud und Leid geteilt und die jetzt verlassen zurückbleibt. Im Jahre 1884 zogen die Eltern nach Amerika und wohnten bei Hillsboro, Kans. 1894 siedelten sie über nach Oklahoma und wohnten nahe bei Cordell, wo sie die ersten Jahre in großen Entbehrungen verlebten. Unser Vater ist alt geworden 67 Jahre, 4 Monate, 12 Tage. Er hatte 13 Kinder, wovon 9 bereits vorangegangen sind in die Ewigkeit. Nach mehrstündigem Kranksein starb der Vater am 3. Juli, 9:30 morgens. Unser Gatte und Vater hat viele und harte Kämpfe gehabt und wurde von vielen nicht verstanden. Aber er hat ausgekämpft und überwunden. Er schaut dort, was er hier geglaubt hat. Wiewohl wir es fast nicht fassen können, so gönnen wir ihm doch die selige Ruhe. Herzlich grüßend verbleibe ich Eure Schwester

Anna und J. C. Krause.

Korrespondenzen

Vereinigte Staaten

Californien.

East Bakersfield, Calif., den 12. Juli 1920. Werter Editor! Die Witterung ist jetzt recht schön warm, sodaß alles gut wachsen kann, das Wasser hat. Frucht ist dieses Jahr besonders gut in dieser Gegend, habe noch nie vorher die Bäume so mit Frucht beladen gesehen, wie dieses Jahr. Außer den späten Pfirsichen ist die Frucht hier bei Bakersfield herum schon auf dem Markt. Wir sind zwei bis drei Wochen früher damit fertig als Fresno oder Reedley. Bis jetzt ist es nur einen Tag recht heiß gewesen, 116 Grad Fahrenheit, wohl der wärmste Tag, seit wir in California sind (8 Jahre). Dieser Tag hat auch etwas Schaden an den Pflaumen getan, das während unseres Hierseins sonst noch nicht vorgekommen ist. Mit Gruß:

Cor. Wiebe.

Los Angeles, Calif., den 12. Juli 1920. Einen Gruß der Liebe an alle Rundschauleser und den neuen Editor! Wir sind in unserer Familie bis auf diesen Tag gesund und wünschen das auch jedem Leser und meinen Geschwistern in Manitoba, Canada. Dort sind noch viele Freunde, auch hat meine Frau dort in Rusloek (?) noch einen Bruder, Klas Tiessen, aber ob er noch lebt, wissen wir nicht. Sollte da jemand sein, der uns darüber Nachricht geben kann, der ist in Liebe gebeten, es zu tun. Noch einen Gruß von

Peter und Anna Harder.

Die Adresse ist: Peter Harder, 440 W. 89. St., Los Angeles, Calif. Box 66.

Canada.

Manitoba.

Morden, am Sonntag, den 11. Juli 1920. Werter Editor! Gruß der Liebe zuvor! Wie sind die Leute doch in dieser Zeit unruhig. Eine Begebenheit jagt die andere, eben ist eine Vorstellung zu Ende, da naht schon die andere um mit großem Comfort ihren effektvollen Einzug zu halten. Hatten hier im Städtchen in letzter Zeit verschiedene Feste. Erstens tagte im Juni eine Woche lang die Chautauqua, wo im kleinen städtischen Park von den verschiedenen Standpunkten aus von allerlei gelehrten Leuten mehr oder weniger gediegene Ansprachen über Musik, Gesang, Erziehung, Ackerbau, Viehzucht usw. gehalten wurden; na, man möchte sagen, das halbe wäre genug gewesen für fortschrittliche Leute. Dem Genügsamen ist manches schon genug. Doch unsere liebe Regierung sucht verschiedene Wege, wie sie ihre Bürger immer mehr anspornen kann zu größerem wetteifern in der laufenden Arbeit.

Bald darauf folgte am 8. u. 9. Juli große Sommerausstellung, zum Teil im Ausstellen von verschiedenem Farmvieh usw. Auch wurden manche Wettfahrten unternommen, wo, wie ich gehört, kein Unglück passierte. An dem letzten Tage erschien von dem Städtchen Russel ein Luftschiff, welches aber nur drei Mann tragen konnte. Wie mir sein Lenker mitteilte, war der Kostenpreis 5500.00 Dollar. Wenn man eine Grille oder richtiger gesagt, einen Grashüpfer damit vergleicht, so hat man ungefähr seine Gestalt. Vorne am Kopfe hatte das Schiff eine starke zweigliedrige Windmühle. An Pferdekräften war es ungefähr 90 Pferdekräften gleich. Der Aussage des Ingenieurs gemäß vermochte das Schiff etwa 100 Meilen pro Stunde zu fliegen. Der Aufstieg des Schiffes geschah folgendermaßen: Ein Mann setzte sich im Innern an die notwendigen Apparate, wo er die erforderlichen Ströme in Kraft stellte. Dann nahm sein Gehilfe mit den Händen die beiden Flügel, drehte sie los und dann ging ein ohrenbetäubendes Geräusch los. Bald fing das Wesen an zu laufen, vorne auf zwei Rädern, hinten auf seinem Schweife, woran noch ein Steuer war. Mit der Zeit, als die Maschinerie ihre Geschwindigkeit erreicht hatte, und in rasendem Laufe über den Erdboden dahinsauste, erhob das Luftschiff ganz allmählich seine Gestalt und verschwand in angelehntem Laufe schräg in den Lüften, bis zu einer Höhe von vielleicht 2000 Fuß. Hoch oben in den Lüften machte dann der Luftschiffer seine Meisterstückchen. Entweder drehte er im gewandten Kreise hoch oben in der Luft gewandt seine Bahnen, oder er überstürzte sich im Fluge und flog bald darauf geschickt wieder seine gestellte Laufbahn. O, es waren für Morden amüsante Stunden, doch nicht für Hühner u. dgl., denn diese wurden wiederholte Male durch das rasselnde Getöse in den Lüften höchst unangenehm aus ihrerTagesruhe gescheucht. Da ich am Sandfahren war, hatte ich ja genügend Muße, innerhalb sechs Meilen des Schiffes Operationstätigkeiten zu beobachten. Mehrere Männer zogen wohl zum ersten Mal in die Lüfte.

Da ja alles auf dieser Erde dem Wechsel unterworfen ist, so nahm mit Sonnenuntergang das Fliegen ein Ende. Nun kamen aus dem Bauche des herabschwebenden Schiffes zwei müde Arbeiter heraus, nahmen sich und dem mitgefahrenen Passagier die Luftkappe vom Kopfe und fesselten das Schiff zur Nachtruhe an.

Am folgenden Morgen war ich Zeuge, wie unsere Lufthelden siegesbewußt über unserm Städtchen ihre letzten Abschiedswinke herabsandten und mit frischer Zuversicht heimatwärts, nach Russel, abflogen. Na ja, wie lange mag's noch dauern, dann wird der Verkehr per Luftschiff in den Lüften mehr an der Tagesordnung sein, als jetzt die Autos sind. Nun, die Bahn in den Lüften ist ja jederzeit in Ordnung: hier heißt's eben, das Fahrzeug in Ordnung halten.

Heute, Sonntag, tagt in Winkler ein Missionsfest, vielleicht werden andere darüber Berichte einsenden, die dagewesen sind. Lieber Freund P. P. Neufeld, Main Centre, sende doch gelegentlich auch mal einen Bericht aus Eurer Gegend, wie es dort zugeht.

Mit vielen Grüßen von

Peter und Ag. Penner.

Werte Rundschauleser!
Aus Pflicht ergreif ich jetzt zur Hand,
Die Feder, und mach' euch bekannt,
Daß uns der liebe Vater noch
Von Tag zu Tag, von Woch' zu Woch'
Erhalten hat so gnädiglich,
Geliebet ja so väterlich.

Deß schulden wir dem lieben Gott
Viel Dank, und was da weiter noch
Für uns zu tun, wie's uns gebricht
Zu wandeln treu im wahren Licht;
Die Reise geht ja himmelan
Nach jenem sel'gen Vaterland.

Wo viele unser warten schon,
Dort oben bei des Vaters Thron,
Wie herrlich wird es einmal sein
Wenn wir dor stehen klar und rein,
Verklärt mit Palmen in der Hand;
Wir sind dann alle eng verwandt.

Kein Leid, kein Schmerz wird dort mehr sein,
Dort sind wir alle, groß und klein
Vereint in seligem Revier

Und triumphieren für und für
Mit unserm Heiland Jesus Christ
Den wir dann schau'n von Angesicht.

Kommt Brüder, stärket euren Mut
Ihr Schwestern auch dasselbe tut;
Es währt nicht lang, dann gehn wir ein
In jener sel'gen, sel'gen Freud',
Wenn's hier auch nicht auf Rosen geht
Uns manches noch im Wege steht,

Manch' Kummer uns schier niederdrückt,
Die Kämpfe hart, daß man sich bückt
Und Gottes Angesicht dann sucht;
Wir haben nicht umsonst gesucht,
Drum wollen wir noch treuer sein
Den Kampf aufnehmen allgemein.

Wir leben in der letzten Zeit,
Wo alles wird zum Ende reif,
Denn schau'n wir in die Welt hinein
Wo alle Zeichen groß und klein
Sich offenbaren so genau
Wo eben wir nur so hinschau'n.

Die Schrift erfüllt sich immer mehr,
Was dort geprophezeiht vorher
Wie schrecklich spielt sich alles ab,
Verwirklicht sich ja in der Tat,
Wenn man dort nach Europa blickt,
Was ihnen dort ist zugeschickt.

Krieg, Mord und noch der bittre Tod
Verheerung, Raub und Hungersnot,
Besonders in dem Zarenreich
Traf dieses fast im ganzen Reich,
Wo alles über Haufen stürzt,
Not, Elend, Jammer allerwärts.

Auch unser Mennonitenvolk
Trifft es ja schrecklich schrecklich dort,
Das Haar sich sträubt, wenn man so liest,
Was dort in letzter Zeit geschieht,
Man denkt dann tief im stillen Sinn
Warum es Gott so giebet hin.

Ein Volk, das doch am nächsten stand
Ist jetzt nicht mehr vor Gott bekannt.
Es scheint es kommt ein Strafgericht,
Es zieht heran und nicht verzicht,
Wie es zu Israels Zeiten war
So sehen wir es deutlich klar,

Daß unser Volk gezüchtigt sehr
Es ist dort nicht von ungefähr.
Was sie dort müssen leiden schon
Von Bolschewiken, böser Lohn!
Kommt über sie das Strafgericht
Und drücket sie ja bitterlich.

Wär's um den rechten Glaubensgrund
So wie die Bücher geben kund,
Von vor'gen Christen altersher,
Wie sie gequält, gemartert sehr
Verbrannt, zum Tode hingeschlacht't
Und was nur alles ausgedacht.

Das ward an sie dort ausgeübt
Doch ward ihr Glaube ungetrübt;
Sie hielten fest am Glaubensgrund,
Bekannten es mit ihrem Mund,
Daß sie am Herren hielten treu
Und nicht abließen ohne Scheu.

Hier ist's wohl nicht um Glaubenssach'
Daß ihnen nach dem Leben tracht,
Es ist ein Haß von langeher
Der sich entfaltet mehr und mehr
Und jetzt wie großer Brand aufsteigt
Und endlich schändlich das erreicht,

Womit sie lange schon gedroht,
Zu setzen sie in große Not.
Gott nahm es ernst mit Israel,
Er nimmt's auch ernst mit unsrer Seel;
Wenn wir nicht folgen seiner Lehr
Und uns der falschen Welt zukehr'n:

Dann zieht er seine Hand zurück
Und läßt uns gehen im Fallstrück.
So geht es unserm Volke dort
In Rußland jetzt an allem Ort';
Die Wolke zieht dann über uns
Und macht uns seinen Ernst kund.

Was jene dort getroffen hat
Kann hier noch ferner finden statt.
Wenn wir nicht achten auf sein Wort,
Und widerstreben fort und fort,
So kommt die Rute über uns
Mit Macht, und macht uns sehr verwund.

Kommt, wollen uns dem Herren nah'n,
Ob wir noch Gnad' für Recht empfah'n
Und wenden ab die große Not,
Verfolgung, Leid und Hungersnot
Und schwelgen nicht in Ueberfluß,
In Wollust, Reichtum und Verdruß.

Das führt uns immer weiter fort
Von Gott und von dem teuren Wort.
Kommt laßt uns wirklich Buße tun
Als Nation und Volk nicht ruh'n,
V'leicht läßt er sich erbitten noch
Und wir Erhörung finden doch.

Ja, wollen fest im Glauben steh'n,
Nicht rückwärts sondern vorwärts geh'n,
Wie unsre Väter denn bezeugt
Und sind von Ort zu Ort gereist;
Sie hielten fest auf ihrer Lehr,
Das war auch ihre einz'ge Wehr.

Kein Schwert und Säbel brauchten sie,
Sie schonten ihres Lebens nie,
Sie liebten Feinde wie ein Christ
Zur Aufgab' uns gestellet ist.
Ach ja, wie steht die Christenheit
Jetzt demgemäß zu dieser Zeit.

Nur Rach' und Zorn und Feindes Wut
Entzündet von der Höllenglut,
Doch wollen sie den Namen trag'n
Als Christen, ohn' nach Gott zu frag'n.
Einst wird es heißen, weit verfehlt,
Ich habe euch noch nie erwählt.

Geht von mir in die Höllenqual,
Das geht nach eurer eig'nen Wahl.
Auch Heuchelschein wird nicht besteh'n,
In Demutskleidern hier hergeh'n,
Wenn es von Herzen nicht gemeint,
Nur äußerlich als Christ gescheint.

Kann ewig nicht vor Gott besteh'n,
Muß endlich doch verloren geh'n.
Nur wer es hier hat treu gemeint,
Als wahres Licht hat stets gescheint,
Wird dort bei Gott in Gnaden steh'n
Und dort in Freud' und Wonn' eingeh'n.

Heinrich Rempel.

Steinbach, Man.

Saskatchewan.

Osler, Sask., im Juli 1920. Lieber Editor! Weil ich in Rundschau No. 25 nur ganz wenige Korrespondenzen fand, dachte ich, wäre es gut, etwas von hier mitzuteilen. Dem Herrscher, der über Tod und Leben Gewalt hat, hat es gefallen, Kornelius Wall, Sohn des Isaak Wall, Neuanlage, von hier durch den Tod abzurufen. Er starb am 26. Juni, 12 Uhr mittags und wurde etwas über 19 Jahre alt. Seine Krankheit war zuerst Halskrankheit, dann kam ein anderes Leiden hinzu und das machte ein schnelles Ende mit ihm. Krank gewesen ist er 17 Tage. Es bestätigt sich immer aufs neue, daß der Mensch hier keine bleibende Stätte hat; ob jung oder alt, wir sind immer alt genug, von hier zu scheiden. Schreiber dieses erhielt am 8. Juli, halb sechs Uhr morgens die Nachricht, daß Johann Driedger bei Osler gestorben sei. Die Nachricht kam mir garnicht unverhofft, denn ich war Mittwoch, den 7. noch etwas bei ihm. Es sah dann schon so aus, daß es mit seinem Leben nicht mehr lange währen könnte. Sein Alter hat er gebracht auf 60 Jahre, 10 Monate und 18 Tage. Krank war er ein Jahr, er war fast zu einem Skelett abgemagert. Driedgers Krankheit war Magenkrebs. Er hat viel gedoktert, es half auch manchmal etwas, sodaß er frischen Mut schöpfte, aber nun zuletzt nahm es beständig mit ihm ab. Am letzten Tag seines Lebens war er noch besonders froh und sagte noch zu seiner Frau, daß er hier von allem ganz los sei. Er hatte doch wohl eine Ahnung, daß sein Ende bald da sein müsse. Als sie sich am letzten Abend zur Ruhe begeben wollten, sagte er noch zu seiner Frau, sie könne auch in seinem Bett schlafen. Das tat sie denn auch. Um drei Uhr wachte sie auf und wurde gewahr, daß er nicht mehr im Bett sei. Sie sah ihn dann in der Stube, er kam auf das Bett zu. Beim Bett brach er zusammen. Sie rief schnell ihren Sohn, der in der Oberstube schlief und er war bald zur Stelle und sie halfen ihm ins Bett. Als sie nun sahen, daß es mit ihm zu Ende ging, schickten sie schnell Nachricht zu den nahewohnenden Kindern Peter und Abram Driedger, aber als die hinkamen, war er schon am Verscheiden. Er atmete noch ein paarmal auf und dann war seine Seele dem vergänglichen Körper entflohen. Er ist Vater geworden über elf Kinder, neun Söhne und zwei Töchter, von denen ein Sohn klein gestorben ist. Man kann wohl aufs neue mit jenem Dichter anstimmen: Bereite dich, stirb ab der Welt, es sind die letzten Stunden, da man den Tod verächtlich hält, wird er sehr oft gefunden. Sonntag, den 11. Juli soll die entseelte Leiche in den kühlen Schoß der Erde gesenkt wer-

den, wozu denn viele Freunde und Bekannte eingeladen sind.

Vom Wetter ist zu berichten, daß es trocken und warm ist, wenig Regen, es wird deswegen nur eine kleine Ernte geben. Die Farmer wollen anfangen mit Heu mähen, aber weil das Gras so klein ist, gibt es fast kein Heu. Es wird schon wieder mit bangem Herzen in die Zukunft geschaut, wegen dem Winter, da es nicht scheint, als ob es viel Futter für das Vieh geben wird. Das Getreide ist auf großen Strecken schon ganz verschwunden vor dem Unkraut und da es nicht genug regnete. Es scheint nun die vierte Mißernte zu geben und der Farmer verliert bei solcher Zeit ganz den Mut, denn was er kaufen muß, wird von Zeit zu Zeit teurer und Einnahmen hat er fast keine, da hört sich selbstverständlich das Wirtschaften auf.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni wurden dem Farmer P. Wiebe zwei wertvolle Pferde vom Blitz getötet. Das ist für ihn in dieser arbeitsreichen Zeit ein großer Verlust.

Es gibt hier diesen Sommer viel Erdbeeren auf der Prairie, auch sollen am Südfluß sehr viel Junibeeren sein, sodaß, wem die Frucht gefällt, sich nach Hause holen kann und Jelly davon machen. Zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an meine Freunde in Manitoba und besonders an Onkel und Tante P. A. Eliesen in Hochfeld. Ich habe von Euch, lieber Onkel, schon lange auf einen Brief gewartet, aber vergeblich bis jetzt. Grüßend,

J. Martens.

Rosthern, Sask., den 12. Juli 1920. Lieber Editor der Rundschau! Möchte mal wieder von hier etwas auf die Post geben. Persönlich wird es schon nicht oft, Besuche zu machen, so muß denn die Feder zur Hand genommen werden, dann kann man auch spazieren gehen. Wünsche allen Lesern, allen Geschwistern in Manitoba sowie auch auf der Ostreserve, C. T. Friesens und dem lieben Editor wie auch unsern lieben Kindern, die so weit zerstreut wohnen, Montana u. B. C. ein fröhliches Lebewohl und viel Segen vom Vater im Himmel, leiblich und geistlich. Dem Anscheine nach schenkt der allwissende Vater im Himmel uns nicht genug Segen von oben auf unsere Aecker, die so dürre dastehen und wohl schon bis vier Jahre nicht genug Feuchtigkeit bekamen. Die Erde verlangt schon recht viel um mal zu erweichen. Es scheint so bei manchem nach Bankerott werden in Gedanken wenn man die viele Arbeit und den ausgestreuten Samen überblickt. Alle Arbeit scheint vergeblich und will deshalb bei vielen der Mut sinken. Bange Sorgen steigen im Herzen auf: wie wirds werden und die Teurung ist groß. Doch Er, bei dem alles Licht ist, was für uns dunkel scheint, wird wissen, warum so. Wenn man auf das geistliche Gebiet schaut, scheint es eben auch dunkel und ein Ruin, sodaß man denkt, beim Turmbau Babels zu sein, deshalb auch die Sprache verwirrt ist, daß ein Bruder den andern nicht versteht und doch meint jeder, noch der beste zu sein. Das zeigen die vielen Parteien u. Gemeinden. Es scheint, als ob der ganze Himmel voll Götter wäre, weil jeder denkt, im rechten zu sein und so von Gottes Geist geführet zu sein. Paulus frägt die zu Korinth, ob Christus zertrennt ist, weil jeder im rechten ist. 1. Kor. 1. Allerlei Strafgerichte und Ereignisse sind schon vorhanden. Es werden auch große Anstrebungen auf dem geistlichen Gebiete gemacht. Wie es scheint, werden auf Stellen in der Gemeinde allerlei Verbote gemacht: nicht Auto zu fahren, kein Telefon im Hause zu haben, keine große Konferenzen zu feiern, da es mit vielen Unkosten verbunden ist. Andere wieder suchen ein anderes Heim zu gründen, weil sie noch eine Sprache lehren sollen als die, darin sie geboren sind. So sind allerlei Beschuldigungen, aber die Liebe wächst nicht. Ohne Liebe etwas getan, hat keinen Wert, 1. Kor. 13. Weil Gott die Liebe ist, kann ich und jedermann immer wissen, wenn wir ohne Liebe sind und wenn eine Entfernung ist zwischen Gott und uns. Das Fleisch gelüstet wider den Geist — das eigene Ich zu bekämpfen, verlangt eine Gotteskraft und noch einen mehr zu bekämpfen, die doppelte. Nun wir wünschen sehr, Gott wolle uns Regen geben; noch steht das Getreide, aber es fehlt Regen. Doch für manches, hört man, ists zu spät. Der Mensch denkt und Gott lenkt, Gott kann nichts tun, was nicht gut ist. Ihm allein vertrau von Herzen, Ihm vertraue jetzt; Er erlöst von Sünd und Schmerzen, Er erlöst dich jetzt.

Herzliche Grüße dem Editor und allen Geschwistern und Kindern:

A. P. und Ma. Friesen.

Fortsetzung von Seite 7.

kennst, dann mache dir eine Freude und brich dem Hungrigen Dein Brot! Ein Pokomo in Afrika sagte mir eines Tages: Wir wollen schon hungern, aber wenn unsereKinder nachEssen schreien u. wir können ihnen nichts geben, das tut weh. Fühlst Du nun mit den Schmerz jener Mütter, die nie ihre Kinderschar satt füttern können?

Woher kommt die besondere Not im Erzgebirge? Außer dem Angeführten kommt noch eins hinzu. Hier ist Landwirtschaft, aber wie mühsam und wie spärlich wird sie gelohnt. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, so steht es hier mehr als sonst wo, dem Ackersmann auf der Stirn geschrieben. Wie klein und spärlich steht das Korn da. Und doch heißt es: In diesem Jahre steht alles gut. Ich sage nicht zu viel, daß anderswo der Halm nochmal so hoch und die Aehre nochmal so lang ist. Der kleine Bauer muß sich schinden und plagen mehr als 8 Stunden den Tag und doch: „Es langt nicht." So lernte ich heute einen Landmann kennen. Er hat etwa 30 preußische Morgen Aecker und Wiesen. In der Familie sind 10 Kinder im Alter von 2 Wochen bis 15 Jahren, sie alle leiden Not, wirklich Not, sowohl an Lebensmitteln, wie an Kleidungsstücken.

Versteht Ihr nun warum das Mennonitische Hilfswerk „Christenpflicht" im Erzgebirge eingesetzt hat? Und wenn Ihr es versteht, dann kommt und helft die Not lindern, indem Ihr mir und unserem Komite die Hände füllt. Es wird schon viel Liebeswerk hier getan von seiten der Quäker, den Schweizern und anderen amerikanischen Freunden. Doch, „es langt nicht."

Die Not fordert Opfer von uns. Ich möchte auch gerne zurückkehren in meine Gemeinschaftsarbeit und bei der Familie sein. Doch das Elend bindet mich.

Kennen wir das Wort des Heilandes? Nicht ein Becher kalten Wassers soll unbelohnt bleiben? Glaube dem Wort Gottes und dann öffne dein Herz und deine Hand. Der Segen wird nicht ausbleiben. Und einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Noch eins möchte ich all den lieben Freunden, die mithelfen hier die große Not zu lindern und dem Elend zu wehren, sagen. Das Volk, die Erzgebirgler ist genügsam und dankbar auch für die kleinste Gabe. Ja, es ist mir aufgefallen, daß mir gegenüber bisher noch keine Mutter trotz all ihrer Sorgen geklagt, gejammert, oder mit Gott gehadert hätte. Aber wieviel Dank ist mir schon entgegengebracht worden. Und der gilt Euch, Ihr lieben Freunde, Brüder und Schwestern im Herrn Jesu, die Ihr mit beigetragen habt, daß dies Liebeswerk beginnen konnte.

Euch allen in Christo geliebte Freunde und Geschwister sendet herzliche Grüße u. Dank H. Schmidt, Missionar.

Scheidenberg, den 19. Juni 1920. Erzgebirge.

„Eine Basis für Mennonitisches Zusammenwirken."

(Geliefert auf der All-Mennoniten Konferenz, Bluffton, Ohio, 1919, von Prof. John Thierstein.)

Vor einigen Tagen war Professor Huffman so gefällig, mir seinen Aufsatz „eine Basis für Mennonitisches Zusammenwirken" zu lesen zu geben. Als er mich fragte, ob ich seinen Vorschlägen beistimmen könnte, sagte ich, Ja, und wünsche hier öffentlich dem, was er gesagt hat mit einem kräftigen „Amen" beizuzollen. Wenn wir nicht zusammen arbeiten können in irgend einem Unternehmen das sich auf Gottes Wort stützt oder durch Gottes Wort angeregt wird, so dürfte der Geist Gottes schwerlich in uns wohnen, sei es nun als religiöse Körperschaften oder als einzelne Menschen.

Wir streben alle nach demselben Ziele und werden von demselben Geiste geleitet, aber wir verfolgen verschiedene Pfade, nicht weit auseinandergehend, aber parallel, und vielleicht einander näherliegend als wir meinen. Zur besseren Anschauung dieser Behauptung diene folgendes Beispiel: Im Sonnenblumenstaat (Kansas), zwischen den Städten Salina und Abilene, einer Distanz von zirka fünfundzwanzig Meilen, laufen drei Eisenbahnen, parellel und so dicht nebeneinander, daß die Schienenwege meistens aneinander grenzen. Da

keine der Bahnen eine Hauptlinie ist, so darf man leicht annehmen, daß sie alle drei meistens mit Verlust betrieben werden. Und dennoch ziehen die betreffenden Gesellschaften es vor, lieber zu verlieren und das Ansehen aufrecht zu erhalten, als eine starke und gewinnbringende Linie zu betreiben. Diesem ähnlich steht es mit uns kleinen mennonitischen Gemeinschaften. Wir treiben die Reichsgottessache auf dicht nebeneinander laufenden Bahnen, um diese so wichtige Arbeit nach unserm eigenen Muster zu ordnen und dabei aber auch Gott auf eine Weise zu dienen, wie es nach unserm Dafürhalten am schriftmäßigsten ist; aber ich fürchte oft mit Verlusten für das Reich selbst. Wir duplizieren und dadurch schwächen und zerstreuen wir unsere Kräfte, statt sie zu vereinen und zu konzentrieren. Vereinzelt suchen wir innere und äußere Mission, Krankenpflege, Publikationsarbeit und zum Teil auch Schularbeit zu treiben, und leider ist keiner von den Zweigen stark genug, um in diesen Richtungen einzeln gründliche Arbeit zu tun. Dies ist bei den kleineren Teilen noch umsomehr der Fall. Ich wiederhole, wir haben zu viel Duplikation und demzufolge zu viel Zerstreuung.

Mein Kollege hat auf die Möglichkeit des vereinten Wirkens nach einigen Richtungen hingewiesen. Ich möchte auf ein paar andre aufmerksam machen. Er führte die Publikationsarbeit an und gab den weisen Rat, wir könnten da leicht zusammen arbeiten, den Stoff der so mehr allgemeiner Natur ist, wie Artikel der Erbauung und Belehrung, Aufsätze die wahres christliches Leben und wahre christliche Gemeinschaft anstreben, also solche die dem Aufbau des Reiches Gottes in uns und durch uns förderlich sind, auch solche, die über unser gemeinsames Erbe u. unser gemeinsames Bestreben Aufschluß geben, könnten wir insgemein gebrauchen; dabei aber könnte doch jeder Teil in besonderen Rubriken seine eigenen Konferenztätigkeiten und Interessensphären berücksichtigt haben. Eine solche Verschmelzung der Publikationsarbeit würde eine höchst günstige Wirkung erzeugen. Aber in der Befürchtung, daß sich ein solches Unternehmen nicht sogleich durchführen ließe, möchte ich hier, wie ich es auf der Mittleren Distriktkonferenz zu Pandora tat, drauf hindringen, daß wir alle gemeinsam einen Versuch mit einem guten Blatt für unsere Jugend machen. Unsre Kirchenblätter sind alle sehr arm an solchem Lesestoff, der für die Jugend eigentliches Interesse hat. Wir haben die traurige Entdeckung gemacht, daß unsre jungen Brüder, ja eigentlich wir alle, sehr wenig von der rührenden, gottgeführten Geschichte unsres Volkes wissen und nur einen geringen Begriff von den glorreichen Möglichkeiten unsres Glaubens haben, der seiner Gesundheit, seiner Reinheit und Einfachheit wegen besonders an den jungen Geist appelliert. Es gibt viel, das jungen Leuten gesagt und erklärt werden sollte, beides auf dem geistlichen und dem weltlichen Gebiet, das, wenn es ins richtige Licht gestellt wird, sie zu bessern Kindern Gottes heranbilden und zu mehr interessierten Arbeitern in dem Teil des Weinberges, den Gott uns Mennoniten zum Bebauen angewiesen hat, anspornen würde. Wir haben Männer mit reicher, gottgeweihter Begabung, die fähig sind eine der interessantesten, erbaulichsten Jugendschriften, die die christliche Presse aufzuweisen hat, zustande zu bringen.

Ferner hat man es wiederholt gefühlt und auch gesagt, daß die Sonntagsschulkurse- und Schriften, wie sie von der internationalen Sonntagsschulvereinigung vorgesehen und herausgegeben werden, nicht immer so ganz in unsern Rahmen hineinpassen. Warum können wir uns hier nicht einigen, um zusammen unsre eigenen Sonntagsschullektionen, Hilfsmittel und Jugendvereinlektüre zu beschaffen, verfaßt von einer Gruppe fähiger Brüder, mit dem richtigen Ziel im Auge.

Eine weitere Notwendigkeit, der wir als vereinte Körperschaft entgegenkommen sollten, ist die Aufgabe, der Welt kund zu tun, wer wir sind, woher wir gebürtig sind und welche Stellung wir einnehmen. Keine andre Körperschaft ist während des Krieges so mißverstanden worden, wie wir. Das kam davon her, weil unsre Nachbarn und Mitbürger von unsrer Vergangenheit und Herkunft so gar nichts wußten. Wir wurden als „slackers" bezeichnet, als ein Volk das über Nacht wehrlos und gewissenswidrig geworden war, damit wir nicht gegen Deutschland, dem Lande mancher unsrer Vorfahren, die Waffen führen müßten. Wo uns eine Gelegenheit gegeben wurde zu beweisen, daß wir unserm Glauben schon vierhundert Jahre treu gewesen und daß unsre Väter um dessetwillen schon schwere Verfolgungen und gar den Tod erlitten hätten, da wandte sich das Blatt meist zu unsern Gunsten. Es gebührt uns nun, der Welt einmal Aufschluß darüber zu geben, wer wir sind. Zu diesem Zwecke sollten Zeitungsartikel, Pamphlete und Flugschriften herausgegeben und verbreitet und darin unser Erbgut und unsre Stellung klargestellt werden. Dr. C. H. Smith von Bluffton College hat eben eine treffliche, kurze Geschichte der Mennoniten geschrieben, die in Bälde in unserm Verlag zu Berne, Indiana, erscheinen wird. Bücher und Schriften dieser Art sollten weite Verbreitung finden. Sie erweisen unsre wahre Farbe und die dürfen wir der Welt getrost und ohne Furcht zeigen.

Neben dem Publikationswerk möchte ich vereintes Wirken in der Hilfs- und Wiederaufbauarbeit (relief and reconstruction work) vorschlagen, ein Stück von Samariterarbeit, die jetzt und noch auf Jahre hinaus sehr notwendig ist. Hierin sind wir besonders schwach, denn klein und zertrennt wie wir sind, können wir nicht gut etwas vollbringen, das sich so recht verlohnt. Viele von uns haben das während des europäischen Krieges und auch seither peinlich gefühlt. Ja, wir schienen eigentlich fast hilflos zu sein und haben selbst entweder gar keine Rekonstruktionsarbeit getan oder haben unser Scherflein andern Kirchenkörpern, wie den Quäkern, zufließen lassen. Manche von uns erinnern sich gewiß noch, was für eine gesegnete Zeit wir Mennoniten zusammen hatten, als wir uns ums Jahr 1900 aufrafften und vereint den hungernden Massen Indiens Hilfe sandten, in der Form von ein paar Schiffsladungen Korn und andrem Getreide. Und als eine Frucht dieser schönen Liebestat sind gerade in jenen Gegenden Indiens, denen diese Hilfe zukam eine Reihe blühender, vielversprechender mennonitischer Missionen entstanden. Wenn wirs nun auch bis dahin verfehlt haben, wieder solche Arbeit zu tun, so ist es noch nicht zu spät sie jetzt aufzunehmen, in einer Zeit wo die alte Welt vielerorts an den Schmerzen einer schrecklichen Hungersnot zu erliegen droht. Es hat meinem Herzen und noch vielen andern weh getan, daß wir, die wir uns weigern, zu töten und zu zerstören, als ein Teil des Volkes Gottes eigentlich doch so wenig tun, die Hungernden in den Kriegszonen zu unterstützen und ihre zerstörten Heimaten wieder aufbauen zu helfen. Gott mag uns vielleicht die schon begangene Unterlassungssünde vergeben, aber er wirds kaum verzeihen, wenn wir als Volk ferner untätig bleiben.

Wir können auch die Missionsarbeit im allgemeinen, sowie etwaige Rettungsarbeit unter den Armen der Städte gründlicher und ökonomischer betreiben, wenn wir unsere Kräfte vereinen, als wenn wir sie vereinzelt tun. In der Tat sind kleine Anfänge in dieser Richtung bereits gemacht worden und die Aussichten sind hoffnungserregend.

Und zuletzt, aber deswegen doch nicht mit weniger Nachdruck, möchte ich vereinigte Arbeit am Dienste von Kranken und Invaliden befürworten. Diakonissenarbeit, Samariterarbeit, hat dem Mennonitenvolk immer etwas nahe gelegen. Die katholische Kirche, mit den zahlreichen, übers ganze Land verstreuten Hospitälern und den Hunderten von barmherzigen Schwestern, gibt der Welt einen lebendigen, greifbaren Beweis der christlichen Nächstenliebe. Jesus hat uns in unverkennbaren Worten gesagt, wenn wir denen die da hungert oder dürstet oder fremd, nackt, krank oder gefangen sind, nicht helfen, dann haben wir keinen Anteil am Reich Gottes. Gewiß ist dies ein Stück Arbeit wo wir alle insgemein Hand anlegen und viel Segen wirken können. Zu Newton und Gössel, Kansas, Mountain Lake, Minn. und ein paar andern Stellen, sind Hospitäler und Altenheime gebaut und von verschiedenen Mennonitischen Bruderschaften getreulich unterstützt worden, und die Arbeit hat gesegnete Resultate gezeitigt.

Sei es hier widerholt, wir können alle folgen, wo Christus der Wegweiser ist, denn: „Wo Christus ist der Herr, wirds alle Tage herrlicher."

Vor einigen Jahren, gerade vor dem Ausbruch des großen Krieges, zählte ein Fachmann in der Landwirtschaft aus Washington in meiner Gegenwart, in einer öffentlichen Rede, die blühendsten und erfolgreichsten Farmgegenden dieses Landes auf. Unter andern nannte er die Gegen-

den in und um Bucks und Lancaster counties, Pa., Allen und Putnam counties, Ohio, McLain, Tazwell und Woodford counties, Ill. Harvey, Marion und McPherson counties, Kansas, alles Gegenden, wo Mennoniten wohnen, schalten und walten. Welch ein feines Zeugnis dies für mennonitischen Fleiß! Wenn wir Mennoniten uns einen solchen Namen auf dem wirtschaftlichen Gebiet erringen können, was könnten wir nicht auf dem geistlichen Gebiete zustande bringen, wenn wir zusammen arbeiten würden. Besonders in diesen Zeiten der Trübsal und der Anfechtung seitens des Bösen sollten wir gemeinsame Front machen. Wäre es nicht angebracht die Worte des Dichters, „Vereint stehen wir, getrennt ereilt uns der Fall," recht zu beherzigen?

(N. B. Alle Mennonitische Zeitschriften sind gebeten, Notiz hiervon zu nehmen, und wenn ihr Raum es erlaubt, zu kopieren.
J. B. Epp.
Deutscher Schreiber.)

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Seite,
Wort Gottes, heil'ges Schwert,
Du Wehr in manchem Streite
Und dennoch unversehrt!

Es kann dich nichts zerbrechen,
Auch nicht die Feindeslist,
Und was sie mögen sprechen,
Du bleibst doch, was du bist.

Ich habe dich erfunden
Unendlich siegesstark.
Du schlägst die tiefsten Wunden
Und heilst doch bis ins Mark.

Du hast mir Bahn geschaffen
Bis an Jehovas Herz,
Du Waffe aller Waffen
Aus Jesu Liebeserz!

Allzeit will ich dich tragen
An meiner Seite still,
Und gilt es dann dreinschlagen,
Es gehe, wie es will.

Ich kämpf' mit Glaubenshänden
Und durch den Geist gefeit,
Bis alle Kämpfe enden
Am Tag der Herrlichkeit.

O Schwert, für Gottes Kriege
Zehntausendfach bewährt!
Du Schwert für Jesu Siege,
Mein liebes, teures Schwert!

R. („Schwert und Schild.")

Amerika das Asyl.

Vor einigen Jahren, als man hierzulande zuerst erfuhr, daß es den Mennoniten in Rußland unangenehm gemacht wurde von seiten der Regierung, schrieben wir einen Artikel mit obiger Ueberschrift. Und was wir damals schrieben scheint auch heute noch, trotz mancher unerwarteter Erfahrungen, die man hier gemacht hat, wahr zu sein.

Ein Studien-Deputation aus Rußland, bestehend aus vier Glaubensgeschwistern, Rev. Benj. Unruh, Abr. A. Friesen, K. Warkentin und J. J. Esau, kam vorgestern hier in Newton an, begleitet von Rev. J. K. Penner aus Beatrice, Nebr., und gestern wurde hier unten in dem Erdgeschoß der Kansas State Bank vormittags und nachmittags eine Sitzung abgehalten, der etwa 50 Personen beiwohnten um von diesen Brüdern zu erfahren was der Zweck ihrer langen Reise sei, und um Pläne zu machen um ihnen praktisch zu helfen. Rev. H. P. Krehbiel war von Prediger Penner telegraphisch benachrichtigt worden und bald verbreitete sich diese Nachricht nach allen Richtungen. Sobald sie kamen wurden auch Vorkehrungen für die gestrige Versammlung getroffen. Auch Rev. John Lichti, Deer Creek, Okla., hatte gebeten, daß man ihn als Schreiber der Hilfskommission der Allgemeinen Konferenz per Phon benachrichtigen möchte, wann die Delegation hier erwartet werde, damit er auch da sein könne. Er kam auch am selben Tage her. Auch Rev. P. P. Hilty, aus Fortuna, Mo., ward so benachrichtigt und kam vorgestern hier an und wohnte der gestrigen Sitzung bei. Zu derselben waren Prediger und auch einige Laien aus den verschiedenen umliegenden Gemeinden zugegen.

Die Versammlung, der Glieder aus vier oder fünf Zweigen der Gemeinschaft beiwohnten, erwählte H. P. Krehbiel zum Vorsitzer und Rev. P. P. Wedel, Moundridge, zum Schreiber. Dann machte Prediger B. H. Unruh aus Halbstadt, Rußland, die Einleitung. Er verhandelte zunächst kurz einen Schriftabschnitt und ging dann auf die Sache und den Zweck ihrer Reise näher ein indem er den geschichtlichen Gang der Dinge bei ihnen in Rußland dartat. Die Schwierigkeiten für die dortigen Kolonisten begannen schon vor dem Kriege, als die Regierung begann, in das Schulwesen einzugreifen und Vorschriften bezüglich des Lehrplanes und der Sprache, und auch der Lehrer zu machen. Besonders hinderlich war es, daß weibliche Lehrer in die Schulen gestellt wurden von der Regierung, die weder Verständnis noch Sympatie für die Verhältnisse unter den Mennoniten hatten.

Als der Krieg dann kam, erfolgte das Sprachverbot. Dieses wurde auf Stellen aufs äußerste durchgeführt. Man hätte es begriffen, wenn der Gebrauch der deutschen Sprache z. B. auf der Straße oder in öffentlichen Lokalen verboten worden wäre. Aber dabei blieb es nicht. Auch die Predigt wurde verboten. Bei Eheschließungen durfte der betreffende Prediger nicht die übliche Traupredigt halten. Stand man am Sarge eines Lieben, so durfte der Diener am Wort keine Trostpredigt halten, sondern mußte sich auf Gebet und Gesang beschränken. Gottesdienstliche Versammlungen waren lange ganz verboten. Dann kam das Liquidationsgesetz. Dieses sah vor, daß die Regierung den Preis des Landes festsetzen sollte, und er ward auch dann weit unter dem Wert angesetzt und die Zahlungsregel war derart, daß die Eigentümer eigentlich erst nach 25 Jahren ihr Geld erhalten würden.

Dann kam die Revolution, die von den Kolonisten obiger Umstände halber begrüßt wurde, da man hoffte, vom Schlimmsten nun doch noch verschont zu bleiben. Die verschiedenen Gruppen oder Zweige der Mennonitengemeinschaft schlossen sich dann auch enger zusammen unter dem Namen Mennozentrum.

Im Oktober 1917 kam dann die Bolschewiki Revolution mit ihren Soviets zusammengesetzt aus radikalen Sozialisten, oder wie ein Redner sie bezeichnete, sozialistische Kommunisten. Nur Nichtsbesitzer, meistens junge unverantwortliche Leute ohne Gewissen wurden gewählt. Besitzende durften nicht stimmen, auch die sog. Intellektuellen durften später nicht wählen. Die Gewählten waren unverantwortliche, geldhungrige Streber, die sich der Erpressungen mit dem Revolver in der Hand bedienten um die Besitzenden auszurauben, auch die Gemeinden wurden mit Abgaben belegt und leitende Personen, wie Prediger oder andere hervorragende Personen wurden arg mißhandelt, wenn die Abgaben nicht gleich und ohne Widersetzung gemacht wurden.

Um die Machno-Banditen abzuhalten wurde in den Kolonien die Einwohnerwehr organisiert, aber man publizierte es allgemein, daß dies nur geschehe um die Raubbanden abzuhalten und nicht etwa um sich gegen die Regierung aufzulehnen.

Die Bolschewiki Regierung wirkte immer beruhigend. Doch am 25. Sept. brach Machno wieder durch und plünderte die Halbstadt Ansiedlung aus und 61 Personen wurden ermordet in jenem Gebiet. Die Bundeskonferenz tagte damals eben in der Nähe, und man konnte den ersten Berichten fast nicht glauben. Doch war es so und die Konferenz mußte aufgehoben werden.

Der zweite Redner, Lehrer A. A. Friesen, ging etwas näher auf den Gedanken an eine Auswanderung und den Zweck der Studienreise ein. Vor dem Kriege, sagte er, hätte wohl fast niemand an eine Auswanderung in größerm Umfang gedacht. Man war mit der Regierung und den Verhältnissen zufrieden. Doch das obenerwähnte Liquidationsgesetz und was damit verbunden war, erregte Besorgnis. Es hat aber wohl kaum einer auf das Liquidationsgesetz hin sein Land verkauft in der gegebenen Verkaufsfrist von 8 Monaten. Man glaubte einfach nicht, daß die Regierung das tun würde. Die Kolonisten besaßen im ganzen so bei 4 und einhalb bis 5 Millionen Desjatinen Land. Wer sollte das auch kaufen? Die Mannschaft im Alter von 18 bis 48 war eingezogen worden, darunter etwa 12,000 mennonitische Jünglinge und ältere Männer mobilisiert. Es war also offenbar, man wollte die durch Fleiß und Sparsamkeit zu Wohlstand gekommenen Kolonisten arm machen. Das Land wurde auf ein Drittel bis ein Sechstel des Wertes eingeschätzt von der Regierung und sie begann die Liquidation mit den großen Gütern. Einzelne Großgutsbesitzer pachteten ihr eigenes Land gleich wieder von der Regierung und konnten es so auch halten in der Hoffnung, daß

der Befehl mit der Zeit doch abgeändert werden oder nicht ausgeführt werden möchte.

— Der Herold.

(Fortsetzung folgt.)

Lukas 24, 25—27.

In welch wunderbar göttlich-pädagogischer Weise handelte doch der Meister Selbst nach Seiner Auferstehung mit Seinen Jüngern auf dem Wege nach Emmaus! Hätte nicht ein Wort genügt, ihre Augen aufzutun, die Zweifel ihrer Herzen zu zerstreuen? Konnte Er ihnen nicht einfach Seine Nägelmale zeigen wie einem Thomas und zu ihnen sagen: „Sehet, Ich bin es!"? Warum geht Er so lange als Fremder neben ihnen her, oder vielmehr, warum bleibt Er ihnen so lange verhüllt? Er erklärte ihnen in allen Schriften „anfangend von Moses und von allen Propheten das, was Ihn betraf." (Luk. 24, 27). Warum diese Umschweife? Ueberhaupt, warum knüpfte der Meister in allen Seinen Reden und Gleichnissen stets an die alttestamentlichen Schriften an? Damit der Glaube der Seinen auf dem untrüglichen Zeugnis des geschriebenen Wortes und nicht auf ihren Erfahrungen — so herrlich dieselben auch gewesen waren — gegründet sein möchte. Auch während der 40 Tage, in denen Er nach Seiner Auferstehung von Seinen Jüngern gesehen ward, lesen wir ausdrücklich von Ihm, daß Er in dieser Zeit mit ihnen über die Dinge redete, welche das Reich Gottes betreffen (Apostelgesch. 1, 3), und daß Er ihnen erklärte, daß alles erfüllt werden mußte, was über Ihn geschrieben stand in dem Gesetz Moses und den Propheten und Psalmen. (Luk. 24, 44).

Keine Offenbarung eines neuen, bis dahin verborgenen Geheimnisses war es, die den Jüngern dort zuteil wurde, aber eins erlebten sie, was Gott auch uns in Seiner wunderbaren Gnade erfahren lassen wolle, daß ihr Augen aufgetan wurden. Und wem dies je geschah, in bezug auf welche Wahrheit des Wortes Gottes es auch immer sei, der wird, innerlich überführt, in die Worte der Jünger einstimmen und ausrufen müssen: „War nicht unser Herz brennend in uns, als Er uns die Schriften öffnete?"

Interchurch World Movement seinem Untergang nahe.

Am 29ten Juni sandten die Beamten des Interchurch World Movement Notruf-Briefe aus. Die Sache geht in einem finanziellen Krach auf. Der Bericht meldet, daß die Schulden sich schon auf mehr denn sechs und ein halb Millionen belaufen, dagegen sind die durch den „Drive" eingesandten Beiträge gänzlich unzureichend. Aber das sind die Schulden noch nicht alle. Der Betrieb hat noch andere $900,000 angehäuft; dann müssen monatlich noch $44,000 Interessen bezahlt werden; obendrein um das Maß der unsinnigen Schuldenmachens voll zu machen, hat dieses „Movement" noch ein Gebäude (Greenhut) gemietet auf welches jährlich $536,000.00 Rente bezahlt werden muß, und das sogar auf 10 Jahre, laut Kontrakt.

So ist dieses Pilzgewächs beim ersten heißen Sonnenschein in hoffnungslosem Bankerott zusammengebrochen.

Das Komitee nahm am 28. Juni eine Reihe von Resolutionen an, welche alle sich mit sofortiger Einschränkung auf ein äußerstes Minimum beschäftigen, in der Hoffnung in dieser Weise aushalten zu können bis am 8. Juli das General Komitee Sitzung hält.

An alle Staatssekretäre des Movement wurden Nachtdepeschen gesandt, teilweise folgenden Inhalts: „Höre auf. Entlasse sofort alle Personen, welche Du lokal bezahlst, schließe die Office, verkaufe das Möbel, verrente das Lokal so gut Du kannst. Höre auf. Sende auswärtige Männer heim. Deine eigene Entlassung effektiv auf den 1. Juli."

Dieses merkwürdige System war auf die Theorie basiert, daß Geld und System das Reich Gottes bauen können, aber was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch."

— H. P. K.

—Der Herold.

Massenaustritt aus Kirche.

Berlin. — Der Verlust von Kirchenmitgliedern ist so groß, daß die Berliner Synode der deutschen Lutheranerkirche scharfe Maßnahmen gegen Personen beschloß, die ausgetreten sind. Nach einem in einer Sitzung der Synode verlesenen Bericht, gab es im Jahr 1915 nur 25 Abgänge, im letzten Jahr aber war die Zahl auf 5287 gestiegen. Ebenso viele Frauen als Männer traten aus, die meisten waren jung. Nach einem Beschluß der Synode werden alle, die austreten, von den Privilegien der Kirche ausgeschlossen. Ihren Kindern wird die Taufe versagt und sie erhalten nur unter gewissen Bedingungen Konfirmationsunterricht. Der Hauptgrund für die Kirchenflucht soll die Entziehung von den Kirchensteuern sein. Zum Unterhalt der Kirche wird jeder deutsche Bürger, der als ein Mitglied angesehen wird, besteuert. Früher traten wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten und auch wegen der gesellschaftlichen Mißbilligung nur Wenige aus. Unter einem neuen Gesetz braucht aber jemand nur vor einem Beamten zu erscheinen und seinen Wunsch auf Austritt aus der Kirche kundzugeben. Er ist künftig von der Bezahlung von Kirchensteuern befreit.

Vier Konkurrenten
Lagen im Streit und der Streit wollt' nicht enden,
Da kam ein fünfter hinzu,
Und im Nu
Ließen die Vier sich in Ruh'.
Sie wurden ganz einig auf allen Seiten—
Um dem fünften ein End' zu bereiten.
Und so gibt es hienieden
Auch manchen faulen Frieden,
Einheit und Eintracht, die der Teufel gemacht,
Verbindungen, deren die Hölle lacht.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

(Fortsetzung)

„Gott selbst hat zu dir vom Himmel gesprochen,“ sagte Carlos feierlich. Es war ihm, als hätte sich soeben vor ihm ein Wunder begeben. Sein Protestantismus hatte ihn keineswegs vom Aberglauben der Zeit frei gemacht. Wäre er drei Jahrhunderte später geboren worden, so hätte er in dem krankhaften Zustand, der Gonsalvo befiel, nichts Wunderbares erblickt, sondern ihn als natürliche Folge ungeheurer Aufregung bei seiner ohnehin schwachen Leibesbeschaffenheit angesehen. Aber der leichtsinnige Gonsalvo war von den beiden der Abergläubischste. Mit dem ihm anerzogenen Glauben lag er im Kriege, aber jener ältere und tiefere Aberglauben, der in der Menschennatur wurzelt, hielt ihn darum nur desto fester in seinen Banden.

„Tot, — tot,“ wiederholte er. Die Worte kamen nur in gebrochenen Schmerzenslauten aus seinem Mund. „Die Glieder, die ich mißbrauchte, die Füße, die mich zur Sünde geführt! Gott — Gott! erbarme dich mein! Es ist deine Hand!“

„Es ist Seine Hand; ein Zeichen, daß Er dich nicht verlassen hat; daß Er dich zu Sich zurückrufen will. O mein Vetter, verzweifle nicht! Hoffe noch auf Seine Barmherzigkeit, sie ist so groß!“

Carlos kniete neben ihm nieder, nahm die starre Hand in die seinige und sprach ernste, liebevolle Worte voll Hoffnung und voll Trost. Das letzte Viertel vor dem einen Schlag, der das Vorübersein der für seine eigene Flucht festgesetzten Stunde anzeigen mußte, klang von der Kirchturmsglocke herüber; und doch rührte er sich nicht. Er hatte sich selbst vergessen. Endlich sagte er: „Es könnte aber vielleicht etwas zu deiner Erleichterung geschehen. Du mußt ohne Verzug ärztliche Hilfe haben. Ich hätte gleich daran denken sollen. Ich werde die Leute im Haus aufwecken.“

„Nein, das bringt Gefahr für dich. Geh deiner Wege und laß es den Pförtner tun, wenn du draußen bist.“ Es war zu spät — das Haus war schon in Aufruhr. Ein lautes, gebieterisches Klopfen am äußern Tor ließ die Herzen beider plötzlich in Furcht und Entsetzen erstarren.

Dann hörte man das Tor öffnen, Fußtritte folgen, — Stimmen — Schreien.

Gonsalvo war der erste, der alles begriff. „Die Alguazils des heiligen Amtes!“ rief er aus.

„Ich bin verloren!“ schrie Carlos und große Tropfen sammelten sich auf seiner Stirn.

„Verstecke dich!“ drängte Gonsalvo; doch wußte er, daß seine Worte vergebens waren. Sein scharfes Ohr hatte bereits Carlos Namen erhascht und die Fußtritte auf der Treppe vernommen.

Carlos sah sich im Zimmer um. Einen Augenblick hing sein Blick am Fenster, das achtzig Fuß über dem Boden war. Lieber hinunterspringen und umkommen! Nein, das wäre Selbstmord. In Gottes Namen wollte er sie tapfer erwarten.

„Sie suchen dich,“ flüsterte Gonsalvo eilig; „hast du etwas bei dir, was deine Gefahr vermehren kann?“

Carlos zog des heldenhaften Julianos kostbares Geschenk aus seinem Versteck.

„Ich verberge es,“ sagte der Vetter, nahm es hastig und ließ es unter seine Weste gleiten, wo es die seltsame Nachbarschaft eines kleinen, eigens geschliffenen Dolches fand, der aber nie gebraucht werden sollte.

Das Fackellicht drinnen und vielleicht die Stimmen, führten die Alguazils zu ihrem Zimmer. Eine Hand legte sich auf die Türklinke. „Sie kommen, Don Carlos,“ rief Gonsalvo, „ich bin dein Mörder!“

„Nein, du kannst nicht dafür, vergiß das nicht,“ tröstete Carlos, in der höchsten Angst noch großmütig. Dann war er für einen kurzen Augenblick, der ihm ein Jahrhundert schien, taub für alle äußern Dinge. Nachher war er wieder er selbst.

Noch etwas mehr, als er selbst; denn jetzt kam, wie in früheren hocherregten Augenblicken, der Geist seines Stammes über ihn. Als die Alguazils hereintraten, empfing sie Don Carlos Alvarez de Santillanos y Menaya mit untergeschlagenen Armen, festem Blick und bleicher, aber mutiger Stirn.

Alles ging ruhig, regelmäßig und sehr ordnungsgemäß zu. Don Manuel, aus seinem Schlummer geweckt, erschien mit den Alguazils und verlangte ehrerbietig die Vollmacht zu sehn, nach der sie handelten.

Man zeigte sie vor; sie war — so viel man sehen konnte, richtig unterzeichnet und mit dem berüchtigten Siegel versehen — Schwert und Oelzweig, der Hund mit dem Feuerbrand, die tiefgekränkte „Justitia et misericordia.“ Wäre Don Manuel Alvarez König vom spanischen Reiche und Carlos sein Erbfolger gewesen, so hätte er dagegen nicht den geringsten Widerstand leisten können. Das wollte er auch nicht; er verneigte sich gehorsam vor den Boten und versicherte sie seiner und seiner Familie Achtung vor dem Glauben und dem heiligen Amt. Er fügte noch der Form wegen hinzu, daß er viele Zeugen von unanfechtbarem Charakter stellen könne, die seines Neffen Rechtgläubigkeit bezeugen würden; er hoffe ihn damit von den häßlichen Verdachtsgründen zu reinigen, die ihre Herrlichkeiten veranlaßt haben könnten, seine Gefangennahme zu verfügen.

Inzwischen knirschte Gonsalvo in ohnmächtiger Wut und Verzweiflung mit den Zähnen. Er hätte für zwei Minuten Gesundheit und Kraft sein Leben ungetauscht, um sich plötzlich auf die Alguazils zu stürzen und Carlos Zeit zur Flucht zu schaffen; die Folgen solch wahnsinniger Kühnheit hätten sein mögen, welche sie wollten. Aber die Bande der Krankheit waren stärker als Eisen und machten den Leib zu einem Kerker für den entrüsteten gefolterten Geist. Carlos sprach zuerst wieder. „Ich bin bereit, mit Euch zu gehn,“ sprach er zum Anführer der Alguazils. „Wünscht Ihr mein Zimmer zu durchsuchen? Ihr seid willkommen! Es ist das Zimmer über diesem.“ Da er sich eine solche Scene mit allen näheren Umständen schon tausendmal vergegenwärtigt hatte, so wußte er, daß die Durchsuchung der Papiere und des persönlichen Eigentums darin meist einbegriffen war. Das Resultat fürchtete er nicht, denn bei der Vorbereitung auf seine Flucht hatte er alles sorgfältig vernichtet, was nach seiner Meinung ihn oder andere belasten konnte.

„Don Carlos, mein Vetter!“ rief Gonsalvo plötzlich, als er von den Beamten umgeben, im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen. „Vaya con Dios!“ einen braveren Menschen als dich sah ich niemals!“

Carlos sandte ihm noch einen langen, kummervollen Blick zu. „Sag es Ruy!“ war alles, was er sprach. Sodann gab es oben ein Getrappel und Stimmengewirr, nicht erregt, oder heftig, sondern kühl, geschäftsmäßig, sogar mit Höflichkeit.

Nun kamen die Fußtritte herunter, an der Tür von Gonsalvos Zimmer vorüber, polterten längs des Ganges, hallten schwächer auf der großen Treppe und verhallten im Hof.

Keine volle Stunde später öffnete sich das große Tor der Triana, um ein neues Opfer aufzunehmen. Der ernste Gefangenwärter hielt es, sich tief verneigend, fest, bis der Verhaftete mit seiner Wache hindurch war. Dann ward es wieder zugeschlagen, verrammelt und verriegelt; damit war für Carlos Alvarez alle Hilfe und Hoffnung, alle Gnade und Barmherzigkeit ausgeschlossen — ausgenommen einzig die Barmherzigkeit Gottes.

XXVII.

Meines Bruders Hüter.

„Da sie ihn liebte, wandelt' er mit Vorsicht,
Zu wertvoll war, was er in Händen hielt.“
George Elliot.

Ungefähr eine Woche später stieg Don Juan Alvarez vor seines Oheims Haustür vom Pferde. Sein Ruf brachte bald den Pförtner herbei, einen „reinen Christen der alten Sorte,“ der fast sein Lebenlang im Dienst der Familie gewesen war. Juan grüßte ihn: „Gott segne Euch, Vater, allezeit. Ist mein Bruder zu Hause?“

„Nein, Sennor Euer Gnaden —" der Greis zögerte und sah verwirrt aus.

„Wo finde ich ihn denn?" rief Juan, „Sprecht es gleich, wenn Ihr's wißt."

„Mag's Eurer edlen Excellenz gefallen — ich weiß nichts. Wenigstens — ach, die Heiligen seien uns gnädig!" und er zitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

Juan schob ihn beiseite und hätte ihn in der Eile fast umgeworfen; er stürzte keuchend in seines Oheims Privatzimmer rechts vom Patio.

Don Manuel saß da am Tische und sah Papiere durch.

„Wo ist mein Bruder?" fragte Juan ohne Umschweife und sehr ernst, indem er die dunklen, scharfen Augen seinem Gesicht zuwandte.

„Alle frommen Heiligen behüten uns," rief Don Manuel, fast ganz aus der gewohnten Würde fallend. „O, welcher Wahnsinn führt dich hierher?"

„Wo ist mein Bruder?" wiederholte Juan im selben Ton, ohne ein Glied zu regen.

„Sei ruhig, sei vernünftig, Neffe Don Juan! Mache kein Aufsehen, das wäre schlimm für uns alle! Wir taten alles, was wir konnten —"

„Um's Himmelswillen, Sennor, werdet Ihr mir Rede stehen?"

„Hab' doch Geduld! Wir taten alles für ihn, was wir konnten, wollte ich sagen; mehr als wir gesollt hätten. Es war seine eigene Schuld, er kam in Verdacht und ist verhaftet —"

„Verhaftet! Dann komme ich zu spät." Er sank auf den nächsten Stuhl, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und stöhnte laut.

Don Manuel hatte nie gelernt, die Heiligkeit eines großen Kummers zu achten. Wo Leute seiner Art kaum hätten leise auftreten dürfen, polterte er mit der Tür ins Haus, in der Meinung, Trost zu bringen.

„Komm denn, Neffe Don Juan," sagte er, „du weißt so gut wie ich, daß vorbeigeflossenes Wasser keine Mühle treibt, und daß es nichts hilft, wenn man das Seil dem Eimer in den Brunnen nachwirft. Was einmal geschehen, ist nicht zu ändern. Alles, was wir tun können, ist, künftiges Unglück zu vermeiden."

„Wann war's?" fragte Juan ohne aufzublicken.

„Vor einer Woche."

„Sieben Tage und Nächte?"

„Ungefähr. Aber du? Bist du in dein Verderben verliebt, daß du durchaus hieher mußt, während du in Nuera sicher und wohlgeborgen warst?"

„Ich kam, um ihn zu retten."

„Unerhörte Thorheit! Wenn du dich in diese Dinge eingemischt hast — und es ist nur zu wahrscheinlich, da du fast immer um ihn warst (obwohl mich die Heiligen behüten mögen, daß ich von einem ehrlichen Soldaten, wie du, etwas Schlechteres als Unklugheit annehme), weißt du nicht, daß sie die ganze Wahrheit sehr leicht aus ihm herauspressen können, und dein Leben dann keinen Kupfer-Maravedi gilt?"

Juan erbebte am ganzen Körper und blickte den Onkel mit Trotz und Verachtung an. „Wer es wagt, eine so niedrige Verleumdung zu äußern und wäre er zehnmal mein Onkel, der soll es auf mein Wort bereuen! Don Carlos Alvarez hat niemals ein Vertrauen verraten und wird es nie, mögen die Elenden ihm antun, was sie wollen. Aber ich kenne ihn — er wird sterben, oder noch schlimmer — sie bringen ihn zum Wahnsinn! Hier versagte Juan die Stimme, er stand da in stillem Entsetzen und sah auf das vor seinem Geist aufsteigende Schreckbild.

Don Manuel erschrak vor seiner Heftigkeit. „Du bist selbst am besten unterrichtet, wie groß die Gefahr ist, die dir drohen kann," sagte er. „Aber laß mich dir gestehen, Sennor Don Juan, daß ich dich für einen ziemlich gefährlichen Gast halte, den ich unter diesen Umständen beherberge. Zweimal die Alguazils des heiligen Amtes in meinem Haus zu haben, würde mich alle meine Aemter kosten, ohne den Schimpf zu rechnen."

(Fortsetzung folgt)

Ach Sünder denk' an deinen Schöpfer
Der du noch nicht sein Eigen bist;
Du mußt doch einst vor dem Gerechten
Erscheinen vor dem Weltgericht.
Und wie wird dirs alsdann ergehen,
Wenn Gott dir dann das Urteil fällt?
Du kannst jetzt nicht vor mir bestehen,
Geh' von mir, ob dir's nicht gefällt.
Im Höllenpfuhl wirst du gepeinigt,
Dort ist der Ort für deinen Lohn;
Hier bist du nicht vor Gott gereinigt
Von Jesu Christi, Gottes Sohn.
Zu spät wird's heißen immer wieder,
Zu spät auf ewig heißt es dann,
Nur Zähneklappen, Händ und Glieder
Sich ringen als im großen Wahn.
Und das in alle Ewigkeiten —
Ja schrecklich, schrecklich wird es sein!
Du würd'st den Tod wohl zu dir reißen,
Doch ist kein Rat für diese Pein.
Drum komm jetzt in der Zeit der Gnaden,
Zu Jesu, der dich retten will,
Und gehe nicht auf breiten Pfaden,
Beschaue dich und stehe still.
Und frage Gott: Was soll ich machen,
Daß ich dereinst kann selig sein?
Er wird dir zeigen und auch sagen,
Wie du entgehen kannst der Pein.
Tu Buße wird es dann ja heißen
Und folg dem Rat, den er dir gibt,
Und mach' es gut mit allen Leuten
Wo du verfehlt, gekränkt, betrübt.
Und laß dich waschen von den Sünden
Durch Christi Blut, Gerechtigkeit
Dann wirst du Gnade vor ihm finden,
Erlangen dann das Ehrenkleid.
Wie wohl und glücklich wirst du fühlen,
Wenn du dich ihm ergeben hast,
Du wirst dann alle Menschen lieben
Mit Worten und auch in der Tat.
Und einst wirst stehen zu der Rechten
Und hören dann den schönen Spruch,
Den Jesus spricht zu den Gerechten:
Kommt her ich lohne für die Frucht.
Die ihr getan auf jener Erden
An meinen Brüdern die gering,
Jetzt sollt ihr Himmelsbürger werden,
Das ist eu'r ewiger Gewinn.
Lohnt sich's nicht, darum sich mühen
Und unser Leb'n dem Herren weih'n?
Sollt uns dasselbe nicht berühren
Und unsre Herzen ganz ihm weih'n?
Sagt „ja, ich will mich jetzt bekehren
Und Jesu folgen treulich nach;
Ich will der Welt den Rücken kehren
Bis ich mein Leben hab' vollbracht.
Was helfen mir die leeren Freuden,
Die mir die Welt hier bietet an,
Die bringen schließlich Pein und Leiden;
Sag Sünder, was noch mehr alsdann!
Komm Sünder, komm und laß dich raten,
Und wirf dich zu den Füßen hin;
Noch stehst du in der Zeit der Gnaden,
Denk' nicht, das kannst du weiterhin.
Nein heute, weil es heute heißet,
Brich selbst den Stab jetzt über dich,
Und laß dich von ihm weiter leiten,
Er läßt dich wahrlich nie im Stich.

(Eingesandt von Heinrich Rempel, Steinbach, Man.

So sind wir je mit ihm begraben in den Tod, auf daß, gleich wie Christus ist auferwecket von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen wir in einem neuen Leben wandeln. Röm. 6, 4.